



Inhalt: Der große gefesselte Ballon von London. Von W. von Fonvielle (mit Illustration). — Der älteste Hauptmann. Novelle von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — Frau Marie Gräfin von Karátsouni (mit Porträt). — Aus deutschen Bergen. Von Karl Stieler (mit Illustration von M. von Ramberg). — Spanische Charakterzüge. Von Ernst Eckstein. — Die Nacht. Gedicht von Carl XV., König von Schweden und Norwegen, comp. von Emil Breslau. — Gefangene Frauen. Von George Hefekiel. — Schach-Aufgabe. — Auflösungen des Rebus und Räthfels Seite 344. — Correspondenz.

Der große gefesselte Ballon von London.
Von W. von Fonvielle. *)

Die Arena des Ballons befindet sich im Ashburnham-Park, nahe bei Cremorne-Gardens. Man denke sich einen freisrunden Holzbau von der Höhe eines fünfstöckigen Hauses, rundum mit Leinwand beschlagen und im Durchmesser 175 Meter breit. Hier, gerade in der Mitte, steht der Ballon, eine mächtige Kugel von 37 Meter Höhe und nicht weniger als 12,000 Kubikmeter Rauminhalt, d. h. also von einem Umfange, welcher den unserer Gasometer übertrifft. Sie hängt über einer großen beckenartigen Vertiefung, indem das Kabel durch einen eisernen Flaschenzug verklammert wird. Außerdem halten noch mehr als hundert Leinen, die an dem Äquator befestigt sind, den aufschwellenden Ball.

Das 650 Meter lange Kabel wiegt 60 Centner und hat bereits eine Spannung von 20 Tonnen (d. i. 400 Centnern) ausgehalten.

Durch einen sehr sinnreich konstruirten Wirtel an dem Ballon befestigt, läuft es um eine auf dem Boden angebrachte Drehrolle; dann geht es durch einen kleinen unterirdischen Tunnel und wickelt sich um eine eiserne Spindel, welche durch Dampf getrieben wird. Diese Spindel stellt einen Cylinder von sieben Meter Länge und zwei Meter Durchmesser dar. Die Zahl der Windungen, welche das Kabel macht, beträgt hundert, und zwei Dampfmaschinen von 150 Pferdekraft sind thätig, um den ganzen mächtigen Mechanismus in Bewegung zu setzen.

Der Ballon ist für Füllungen mit reinem Wasserstoffgas bestimmt. Die wichtigste und schwierigste Aufgabe bleibt daher, einen möglichst undurchdringlichen Stoff herzustellen. Giffard hat zu dem Ende mehrere verschiedene Gewebe auf einander geleiimt. Eine Kautschuklage verbindet zunächst zwei Lagen Leinwand mit einander, dann wird diese dreifache Schicht abermals mit Kautschuk und mit einem Musselgewebe überzogen, und das Ganze endlich mit nicht weniger als sieben Schichten von Gummi und Delfirnöl überstrichen.

Infolge dieser höchst sorgfältigen Zusammensetzung ist der Ballon wirklich so gut als undurchdringlich, und als er zum erstenmale aufstieg, war er bereits seit zwei Wochen gefüllt.

Man wird es nach dem Gesagten nicht mehr unglaublich finden, daß der bloße Stoff des Ballons ganze 2800 Kilogramm (56 Centner) wiegt. Sein Flächeninhalt beträgt 2500 Quadratmeter, und um die einzelnen Streifen, aus denen er besteht, zusammenzunähen, bedurfte es einer Naht von vier Kilometer

(1/2 geogr. Meile) Länge. Alles in Allem ist der Ballon ein wirklicher Riese seines Geschlechts, gleichsam der „Great Eastern“ unter den Luftschiffen.

Montag, am 3. Mai 1869, wohnten wir der Einweihung dieses Ballons bei.

Um 1 Uhr löst man die Leinen des Äquators, der Dampf setzt die Kolben in Bewegung, und der Ballon steigt langsam, indem er sein 650 Meter langes Kabel und außerdem 1500 Kilogramm Ballast mit in die Luft emporträgt.

Als man sich überzeugt hat, daß jedes der einzelnen Organe des großen Apparats seine Wirkung thut, nimmt man die Sandsäcke heraus, und statt ihrer nehmen achtundzwanzig Passagiere Platz, unter welchen sich Mr. Glaisher, Director des meteorologischen Observatoriums zu Greenwich, befindet. Wir steigen mit einer Schnelligkeit von 100 Meter in der Minute und schweben bald 600 Meter hoch über der Arena. Der Wind ist schwach. Nebel umgibt uns, doch erkennen wir deutlich den Park,

Tage trotz eines sehr starken Windes zweimal aufstieg. Wir waren unter neunundzwanzig in der Gondel, und Mr. Glaisher hat — ein Zeugniß des Vertrauens zu Giffard's bewundernswürdiger Maschinerie — seinen kleinen Sohn mitgenommen.

Der Wind saust im Takelwerk. Der Ballon neigt sich seitwärts, und trotz der 400 Kilogramm betragenden Steigkraft werden wir weit von der Arena hinweg über die Eisenbahn getrieben, so daß in jedem Augenblicke das Kabel zerreißen zu müssen scheint. Aber es widersteht der gewaltigen Spannung und wird uns sicher wieder zurückführen.

Mr. Glaisher zeigt die kaltblütige Ruhe des Meisters. Ohne das Brausen des Windes oder das Schwanken des Ballons zu beachten, blickt er nur nach seinen Instrumenten und dem Wirtel. Er weiß, daß nichts zu fürchten ist; denn wenn auch die Spannung des Tauens jetzt mehr als 300 Kilogramm beträgt, so kann dasselbe eine fünf- bis sechsmal größere aushalten.

Der Himmel bietet einen herrlichen Anblick. Die Sonne

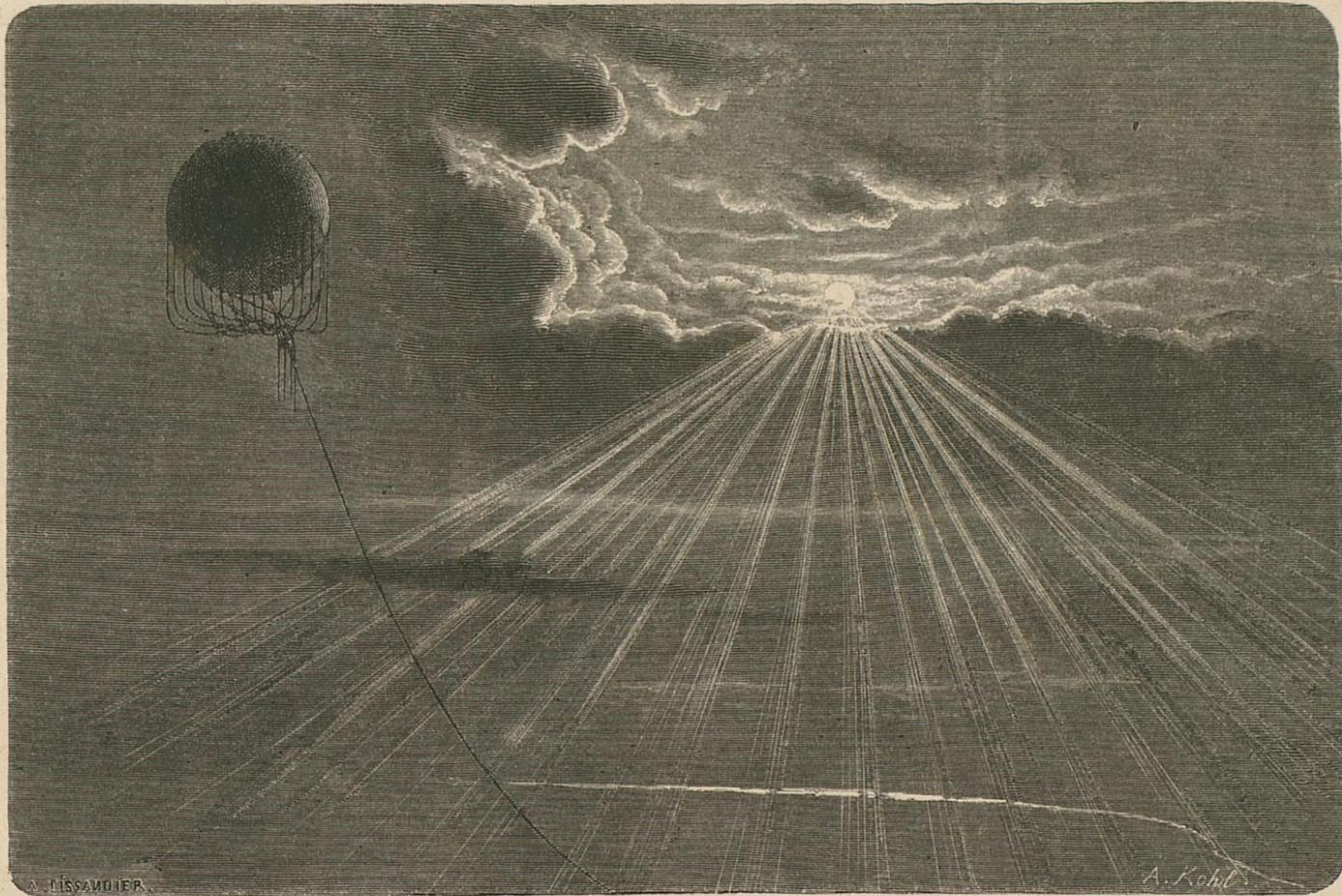
erscheint mitten unter fliehenden Wolkenhaufen, und ihre Strahlen verwandeln die Themie zeitweise in fließendes Gold, während wieder in anderen Augenblicken lange Schatten über Strom und Stadt hinwegfliegen und in diesem Wechselspiel von Hell und Dunkel das ganze große Bild gleichsam zu leben beginnt. Jedenfalls ist der Anblick der Landschaft, wiewohl sich unser gefesselter Ballon in einer geringen Höhe hält, nicht weniger bewundernswerth, als derjenige, welchen die größere Höhe freier Luftsteigungen darbietet.

Mr. Glaisher bestimmt den Thaupunkt, misst die Temperatur, die beiläufig gesagt 7 Grad C. beträgt, und entwickelt uns die Methode seiner aerostatischen Beobachtungen bis in alle Einzelheiten.

Wenn die Luft ruhig ist, so steigt der gefesselte Ballon in majestätischer Verticale auf, und selbst ein Wind von merklicher Stärke hat nur eine geringe Abweichung seiner graden Bahn zur Folge. Es findet eben eine mächtige Massenwirkung statt. Nur wenn eine bedeutendere Gegenwirkung eintritt, läßt sich der Ballon aus der senkrechten Linie drängen, und freilich begegneten uns diesmal selber Windstöße von einer solchen außergewöhnlichen Kraft.

Uebrigens zeigt sich eben hier ein sehr erheblicher Unterschied zwischen einer freien und einer Seilfahrt. Während der Äro-naut im freischwebenden Luftschiff den Druck des Windes wenig oder gar nicht empfindet, fühlt der Injasse des gefesselten Ballons jeden Luftzug und hat nicht selten mit dem Sturme zu kämpfen. Es ist, als befände er sich auf hoher See, und als werde die Gondel, gleich einem Fischerboote, von den unsichtbaren Wogen des Luftoceans hin- und hergeworfen.

Dieser Umstand, der sich sehr natürlich daraus erklärt, daß der am Kabel befestigte Ballon dem Winde Widerstand leistet, pflegt gleichwohl die sogenannten Luftschiffer von Fach zu beunruhigen. Eben weil sie gewöhnt sind, sich gemächlich in der Luft zu wiegen, glauben sie sich beim geringsten Windstoß in Gefahr, und befehlen sich, den Ballon niederzuziehen zu lassen oder ihn bloß mit Ballast beladen in die Luft emporzuschicken.



„Die Strahlen der Sonne durchbrechen die Wolkenhaufen.“

die Massen der Riesenstadt, die uns zuziehende Menge und die Windungen der Themie.

Der Erfolg ist ein vollständiger. Die Maschine führt den Ballon auf seinen Ausgangspunkt zurück. Er schwankt an dem Ende seines Tauens hin und her wie ein ungeheurer Pendel, und strebt er auch mit allen Kräften davonzufliegen: der Dampf und das Kabel halten ihn gefangen.

Am nächstfolgenden Mittwoch, den 5. Mai, waren die hervorragendsten Redacteurs der englischen Presse zu einer Besichtigung des gefesselten Ballons eingeladen, welcher auch an diesem

*) Der Great Eastern, das größte aller Eisenische, lief 1856 in London vom Stapel. Er ist 680 Fuß lang, 83 Fuß breit und 60 Fuß tief. Dreißigtausend Platten von 1/4 bis 1 Zoll Dide und 10 Fuß Länge (d. h. eine Metallmasse von 160,000 Centner Gewicht) wurden zu dem Riesenbau verwendet, und trotz dieser ungeheuren Eigenschwere, welche durch die Maschinen und die Ausrüstung noch bedeutend vermehrt wird, vermag das Schiff eine Last von 380,000 Centner Ladung zu tragen. Uebrigens hat sich der Great Eastern, unerachtet der genialen Construction, als eine „schlechte Speculation“ erwiesen; seine glücklichste That ist bekanntlich die Legung des atlantischen Telegraphenkabels gewesen.

*) Anm. der Redaction. Mit Genehmigung des Herrn Verlegers abgedruckt aus dem kürzlich erschienenen hochinteressanten Werke: „Luftreisen von J. Glaisher, J. Flammarion, W. v. Fonvielle und G. Tissandier. Mit einem Anhang über die Ballonfahrten während der Belagerung von Paris. Frei aus dem Französischen. Eingeführt durch Hermann Masius. Mit zahlreichen Illustrationen. Leipzig, Friedrich Brandstetter.“

In finanzieller Hinsicht hat sich der „Gefangene“ — so ward der Ballon allgemein genannt — als ein verfehltes Unternehmen erwiesen, dagegen hat er einen um so größeren Erfolg in technischer Beziehung gehabt.

Sein Mechanismus ist der sinnreichste, die Combination der Organe die wirkungsvollste, und das Schauspiel endlich, welches man über dem britischen Rebel schwebend bewundert, ein wahrhaft erhabenes.

Es lag eine fast nächtliche Finsterniß über den zahllosen Straßen Londons, als wir unsere nächste Aufstiegsung mit Mr. Glatisher und Albert Tissandier, unserem eifrigen Zeichner, machten.

Erst in einer Höhe von 600 Meter gelangten wir durch den Nebel und Kohlendampf hindurch, der über und in die ungeheure Stadt hinabhängt, wie eine compacte Masse. Die Sonne empfing uns mit ihren reinsten Strahlen; aber sie erleuchteten nur, sie wärmten nicht. Es ist bitter kalt, dazu sauft der Wind, und es gilt, unserer Hütte und Decken sorgsam Acht zu haben, wenn sie nicht davonfliegen sollen.

Dennoch verweilen wir eine volle Viertelstunde. Der Kampf des Lichtes mit der Dämmerung; die einzelnen Breshen, welche die Sonne durch das graue Chaos schießt; dann und wann das Aufblitzen der Themse; das heraufwehende Brausen des Verkehrs; das Alles ist anziehend genug, und vielleicht, daß endlich London selbst sich uns zeigt! Aber freilich darauf hoffen wir vergebens. Dort liegt es, jedem Auge verborgen, unter dem feuchten unbewegten Nebelsee: ein Niese, der sich in seine Wolkenhaube gehüllt.

Noch einige Minuten; dann windet die Maschine das Thau wieder auf, und der Ballon kehrt, ein gehorsamer Slave, zum Boden zurück.

Trotz des Reizes der Luftfahrten und trotz der hohen wissenschaftlichen Bedeutung, welche dieselben bereits gewonnen haben und in immer größerem Maße gewinnen werden, scheinen die Engländer wenig geneigt, sich der Gondel des Ballons von Ashburnham-Park anzuvertrauen. Um den Erfolg zu fördern, griff man zu einem anderen Mittel. Es wurde beschlossen, eine Zahl der angesehenen englischen Journalisten zu einer Fahrt einzuladen und, damit jedem Anspruch genügt werde, ein Frühstück anzuschließen, welches wo möglich in der Gondel selbst servirt werden sollte.

Zur bestimmten Stunde, am 13. Mai, Nachmittags 2 Uhr, steigen wir in die Gondel, etwa zwanzig Personen. Unter den Eingeladenen befanden sich Lord Dufferin, Präsident der aerostatischen Gesellschaft, Lord Richard Grosvenor, Vicepräsident derselben Gesellschaft, Glatisher und zahlreiche Redacteurs.

Raum haben wir die Erde verlassen, so beginnt das Frühstück unter dem Vorsitz Glatisher's. Als wir jedoch in einer Höhe von 100 Meter der ganzen Gewalt des Windes ausgesetzt werden, drehen sich die Teller und Gläser alsbald im Klirrenden, klirrenden Wirbelstanz, und mit dem Instincte der Selbsterhaltung faßt jeder sein Couvert. Wird nun dadurch auch den Verheerungen einiger Einhalt gethan, so überzeugt man sich doch von der Nothwendigkeit, das Mahl erst zu ebener Erde wieder fortzusetzen, was allerdings weniger originell, aber unendlich bequemer und behaglicher war.

Die Zeitungen gaben in Folge dessen anziehende und beehrte Darstellungen. Eine allgemeine Theilnahme war reg geworden, und schon glaubten wir aller Hindernisse Herr und bedeutenderer Erfolge sicher zu sein; da bereitete ein plötzlicher Unfall alle diese Hoffnungen.

Freitag, am 28. Mai, als man den aufgestiegenen Ballon des starken Windes wegen wieder in die Arena zurückziehen wollte, beging der Maschinist die Unklugheit, das Kabel in einem Augenblicke nachzulassen, in welchem der größere Theil des Ballons noch außerhalb des hölzernen Rundbaues schwebte. Sofort rollte das Kabel, welches die Spannung verloren, sich auf; der Ballon stieg, und schneller, als es erzählt werden kann, schleudert ihn ein stürmischer Windstoß wieder in den Raum hinaus, während das gleichzeitig mit unwiderstehlicher Gewalt fortgerissene Tau in Folge der mächtigen Reibung von den scharfen Metallrändern der Rinne zerschnitten wird. Der Ballon verschwindet in den Wolken wie eine Kanonenkugel.

Zum Glück sieht Niemand in der Gondel. Ueberdies hat der scharfsinnige Werkmeister, gleich als sei der Unfall eines Kabelbruchs von ihm vorausgesehen worden, den Gefahren derselben durch ein äußerst kunstreiches Spiel automatischer Organe im Innern des Ballons zu begegnen gesucht.

Der Luftschiffer, der sich etwa in der Gondel befunden, würde augenscheinlich eine schlimme Viertelstunde verbracht haben, wiewohl ich meinerseits an eine eigentliche Gefahr nicht glauben konnte. Selbst eine Ersticken in Folge der blitzschnellen Auffahrt würde ich zwar nicht für unmöglich, wohl aber für sehr unwahrscheinlich gehalten haben.

Der Ballon stieg inzwischen zu einer Höhe von mindestens 4000 Meter, verlor aber dabei nothwendig eine beträchtliche Gasmenge, welche durch das untere Sicherheitsventil ausströmte, so daß er auch schnell wieder zu sinken begann. In einer Entfernung von zwanzig Meilen, bei Winslow, fiel er.

Das Stück des Kabels, welches er mit sich geschleift, war noch immer ausreichend lang, als Fangseil zu dienen. Als er daher tiefer herabgekommen war, eilten Landleute hinzu, hielten ihn fest, — aber doch nicht fest genug. Denn beim ersten Windstoß rafft sich der Ballon wieder auf, und das Tau entschlüpft den Händen der Männer. Ein Knabe, der fest ins Netz hinaufgeklettert war, bleibt hängen. Mit den Füßen in das Takelwerk verwickelt, schwebt der Unglückliche 40 Meter hoch über dem Boden.

Erst als der Ballon zum zweitenmale herabsinkt, kann der Knabe befreit werden. Sein Befreier aber, von dem Gedanken beunruhigt, daß die tolle Luftfahrt sich nochmals wiederholen könne, thut beim Herabklettern einen Fehltritt, schlägt zur Erde und bricht den Arm. Da es mittlerweile Nacht geworden ist, steigt einer der Dorfbewohner zu Pferde, um eiligst den Arzt der nächsten Stadt zu holen. Unterwegs rennt das zu wildem Galopp gepornete Thier an einen Wagen und stürzt auf der Stelle todt nieder. Aber auch dem Reiter wird das Bein zerschmettert.

Der „Gefangene“ war am Fuße einer großen Eiche auf den Feldern des Sir Harry Verney niedergefallen. Oberst Pratt von der Miliz zu Buckshire, der ebenfalls herbeigekommen war, ließ ihn die Nacht hindurch von fünfzehn Mann bewachen und am nächstfolgenden Morgen dem Besitzer telegraphiren, daß sein Ballon ihm wieder zur Verfügung stehe.

Der „Gefangene“ ward zurückgebracht und in Stand gesetzt, von neuem Aufstiegsungen zu machen. Allein der Unfall vom 28. Mai hatte, wie es schien, den alten Gegnern der Luftschiff-

fahrt wenn auch nicht Recht, so doch ein sehr entschiedenes Uebergewicht gegeben.

Ja es geschah das Unerhörte, daß aus den Reihen derselben eine förmliche Anklage gegen den Ballon hervorging. Man verlangte denselben vor den Kanzleigerichtshof, um ein Verbot gegen fernere Aufstiegsungen auszuwirken: ein wunderlicher Proceß, der in allem Ernste geführt ward, und in dem selbst Männer wie Glatisher ihr gewichtiges Zeugniß in die Schale zu legen hatten.

Eine alte hundertjährige Frau beschämte jene beschränkten Fanatiker. Seit vierzig Jahren Wittve, wohnte sie in dem Armenhause von Lambeth. Als der Inspector sie fragte, was ihr zur Feier ihres hundertjährigen Geburtstages am meisten Vergnügen machen würde, antwortete sie, sie habe sich schon längst gewünscht, eine Ballonfahrt mitzumachen. Man stellte ihr demzufolge die Gondel zur Verfügung, und nun stieg sie wirklich wohlgenuth mit einigen alten Freundinnen auf.

Der älteste Hauptmann.

Novelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Über auch den feinsten Punsch zu präpariren verstand Tante Elvira, zu dem sie selbst die Essenz aus allerhand Ingredienzien zusammenbraute, und sie konnte mit bestem Gewissen versichern, daß das liebliche Getränk nicht Kopfschmerzen verursachen werde, auch wenn man ihm tüchtig zuspräche. Cäsar liebte sonst einen guten Tisch und hatte gern Freunde bei sich; die Anerkennung, die er der Kochkunst seiner Schwester zollen mußte, verstärkte noch bei ihm das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit, und sie selbst fand sich reichlich belohnt, wenn er eingestand, daß es ihm doch nirgends so gut schmecke, als zu Hause, und daß er seinem Gott danke, nicht an der Gastafel essen zu dürfen. Nun war das alles anders geworden. Studirstube und Laboratorium geben nichts mehr zu thun, Gäste blieben fern, bei Tisch wurde selten ein Wort gesprochen, Cäsar fand das weichste, saftigste Stück Fleisch zäh und ledern, die Saucen versalzen, die Mehlspeisen zu süß, den Kaffee zu dünn, das Gebäck ungenießbar. Die gute Dame verdoppelte ihre Anstrengungen, aber mit schlechtem Erfolge. Es gab Beschwerden über seine üble Laune, Thranen über seine Undankbarkeit. Das brachte ihn nun gar außer sich. „Als ob das Leben nur essen und trinken wäre!“ mußte sie sich ansprechen lassen. „Am liebsten möchtest Du mich mästen, wie einen Kapaun. Habe mir schon den Magen verdorben an allen Deinen Lecerbüßen und bin vor der Zeit ein kranker Mann geworden vor lauter Verhättschelei. Wenn ich mich wie ein Papagei vom Morgen bis Abend mit Zuderbrod füttern ließe, dann wär ich Dir der liebste. Bedanke mich!“ Das war eine Sprache, die ihr so fremde klang, wie griechisch oder chaldäisch.

Sie getraute sich schon längst nicht mehr den Fuß fest auf die Diele zu setzen, oder ein lautes Wort zu sprechen, oder die Thür schnell zu öffnen, wenn Cäsar zu Hause war, um seine nervöse Reizbarkeit nicht zu vermehren. Das hatte dann freilich gerade die entgegengesetzte Wirkung. Dieses Schleichende, dieses Flüstern, dieses Gesinge der Thüren konnte ihn um den letzten Rest von Geduld bringen. Es schien ja nun wirklich so, als ob sie ihn wie einen Kranken behandelte — ihn, der alles daran setzte, seine unverwiltliche Jugendkraft zu beweisen. Wie er sich selbst betrog, so wollte er nun auch, daß jeder Andere sich betrügen lassen müßte. Wenn er erschöpft und abgesspannt vom Exercirplatz nach Hause kam und wie gelähmt an allen Gliedern auf dem Sopha lag, konnte es ihn doch empören, die gute Seele mit einem Hühnerpüppchen oder mit einer Apfelsine heranzuschleichen zu sehen und sich von ihr bedauern zu hören. Es war schon vorgekommen, daß er wüthend aufgesprungen war und den Tisch umgeworfen hatte, der vor dem Sopha stand, so daß ihr vor Schreck die Tasse ins Schwanken kam und die Bouillon sich über die zierlichen Sardellenbröckchen und, was schlimmer war, über ihre jetzigen Theehandschuhe ergoß, ohne die sie auch zu Hause nicht glaubte existiren zu können. Seitdem fragte sie stets erst an, ob eine Erfrischung gefällig sei, und diese stehende Anfrage gab dann wieder neue Gelegenheit zur Verstimmung. Bruder und Schwester, sonst ein Herz und eine Seele, verstanden einander jetzt nicht mehr.

So unruhig, ungemüthlich und unbefriedigend war das Leben geworden, das Beiden vor noch nicht langer Zeit sanft und glatt hinkloß wie ein Bach zwischen grünen Wiesen. Regengüsse und Stürme hatten das Wasser aufgewühlt und angefault und dinstenschwarz gefärbt. Noch finstere Wolken drohten am Horizont herauf. Tante Elvira hatte vor zwei Tagen einen Brief erhalten, der ihr Herzklopfen stündlich verstärkte. Der Inhalt mußte Cäsar zur Kenntniß gebracht werden — wie aber ihm mit einer jedenfalls unangenehmen Nachricht aufs gelindeste antworten? Wie den günstigen Moment abpassen? Sie ging nicht mehr auf den Behen, sondern schwebte nur noch über die Teppiche hin, sie sprach nur noch mit den Augen. An einem Sonntag Nachmittag endlich, als Cäsar nicht ganz so mürrisch als gewöhnlich von der Parade zurückgekommen war und den Braten wenigstens passable gefunden hatte, glaubte sie es wagen zu können, ihn auf seinem Zimmer aufzusuchen.

Sie horchte lange an der Thüre, öffnete dann ganz leise und steckte den Kopf durch die Spalte.

„Kann ich Dich für einige Minuten, lieber Cäsar —“

Er warf das neueste Reglement über die Verpackung der Granaten, in dem er eifrig gelesen hatte, um sich die Bestimmungen in den Kopf zu prägen, auf den Tisch. „Was in aller Welt gibt's denn schon wieder? diese ewigen Störungen —“

„Aber ich habe ja schon seit Wochen kaum ein Wort —“

„So komm doch wenigstens herein, Elvira, und schließe die Thür hinter Dir. Dieses schleichende, tappende Wesen kann den Stärksten in nervöse Aufgereiztheit versetzen.“

„Ich wollte Dich nicht stören, lieber Bruder —“

„Nicht stören! Dummes Zeug! Als ob wir hier im Lazareth wären. Aber freilich, so machst Du's. Ich möchte nur wissen, was seit ein paar Monaten in Dich gefahren ist? Du bist gar nicht mehr wiederzuerkennen.“

„Ich?“

„Nun — an mir soll wohl die Schuld liegen? Was? Das ist so die rechte Weibermanier, verstimmt zu sein und alle Welt verstimmt zu finden. Aber ich merke wohl, woran es liegt. Du kommst mit den neuen Verhältnissen nicht zurecht kommen — häßtest gewünscht, daß es in dem alten Geleise fortginge. Ja, man wird alt.“

„Aber, lieber Cäsar —“

„Das hörst Du natürlich nicht gern. Gleich empfindlich, wenn man einmal die Wahrheit sagt. Nun, lassen wir's gut sein. Was gibt's denn?“

Elvira seufzte recht aus tiefster Brust. „Ich bin wirklich in Sorgen, lieber Cäsar, wie Du eine Nachricht aufnehmen wirst — eine Nachricht —“

Der Hauptmann sprang auf. „Ist Wacht Major geworden?“

Sie erschraf und sah ihn verwundert an. „Wacht? Ich weiß ja nicht einmal, daß er Aussicht hat.“

Cäsar ließ sich langsam aufs Sopha nieder. „Es ist auch nur ein dummes Gerede,“ brummte er, „die Leute müssen immer etwas zu reden haben.“

Sie wiegte den Kopf. „Ich meine doch auch, Du wärst als der älteste Hauptmann —“

„Sprich mir nicht davon!“ brach er wieder ärgerlich los. „Ältester Hauptmann? Was heißt das? Als ob ich so um Gotteswillen weitergeschoben werden müßte. Ich mache mir nicht so viel daraus. Wenn nicht Verdienst und Würdigkeit in der Armee entscheiden, so mag ein Anderer seine Knochen zu Markt tragen. Das ist meine bescheidene Ansicht von der Sache.“

„Du hast völlig recht, lieber Bruder.“

„Er sah mißtraulich von unten her zu ihr hinüber. „Nein, ich habe nicht recht,“ knurrte er sich selbst an; „denn wenn ich recht hätte, wär' manches anders, und wenn manches anders wäre, so braucht' ich nicht — Aber davon verstehst ihr Frauen nichts, man kann sagen: Gott sei Dank! Und nun endlich zur Sache.“

Elvira zog aus ihrem gestickten Arbeitstäschchen einen Brief in einem rosa Couvert vor und sah verlegen darauf nieder. „Ich habe da ein Schreiben erhalten, lieber Bruder —“

„Am Ende gar von einem Liebhaber —“

„Wie unzart, Cäsar!“

„Nun, so weiß ich doch in der That nicht, was Dich so zimperlich schüchtern machen kann, oder was ich mit Deiner Correspondenz zu thun habe.“

„Alexandra schreibt —“

„In jedem Monat zwei Mal und immer dasselbe. Weiß schon.“

„Sonst machten Dir ihre Briefe doch stets viel Freude. Sie ist ja auch, in Wahrheit zu sagen, seit ihres Vaters Tode Dein Pflögekind gewesen.“

„Nun — hab' ich's an etwas fehlen lassen? Sie ist hoffentlich, seit sie die Pension verlassen, im Hause meines alten Freundes, des Major Knobel, aufgehoben.“

„Und doch will sie fort —“

„Wie — fort? Was fällt dem Mädchen ein?“

„Wenigstens für einige Zeit — es ist aus dem Briefe nicht recht klar zu werden, weshalb eigentlich. Und stelle Dir nur vor, Cäsar — aber Du mußt nicht gleich auffahren —“

„Ich bin sanft wie ein Lamm.“

„Sie denkt daran, uns einen längeren Besuch zu machen.“

Cäsar schlug beide Hände auf die Kniee und schnellte einen halben Fuß in die Höhe. „Das fehlte uns in der That nur noch, um die Gemüthlichkeit vollkommen zu machen!“

Elvira sah ihn ängstlich an. „Nicht wahr? Und nachdem ich ihr geschrieben, wie traurig es jetzt bei uns aussieht —“

Er fixirte sie scharf. „Traurig? Das hast Du ihr geschrieben? Wie so traurig?“

Sie zapfte verlegen an den Spitzen ihrer Theehandschuhe. „Ach, nur im Allgemeinen — wie man sich einmal so ausdrückt —“

„Da will sie also wohl trösten kommen? Höre, das ist eine abgekartete Geschichte!“

Sie hielt ihm den Brief hin. „Wie kannst Du nur denken — lies selbst.“

Der Hauptmann überflog den Brief. „An das Sehnen und Bangen glaub' ich nicht recht. Da steckt etwas anderes dahinter. Ein andermal mit Freuden — wenn sich's erst entschieden hat, ob der Wachtly — dummes Zeug! Jetzt unmöglich — schreib' ihr das.“

Die alte Dame schüttelte langsam den Kopf. „Das wirst Du ihr wohl selbst schreiben müssen, wenn sie's glauben soll. Deines Vaters Bruders Entlein — so gut wie Deine einzige Verwandte, wenn ich nicht an mich denke — und hat uns so viele Jahre nicht gesehen — sie glaubt's mir gar nicht.“

Cäsar Neumann schlug den Brief noch einmal auf und durchlas ihn von neuem. „Um — hm! — Du thust gerade, als ob das Hinderniß in mir stecke. Wenn ich sage: jetzt unmöglich, so nehme ich auf Dich mehr Rücksicht, als sich vielleicht verantworten läßt. Du hast die Wirthin zu machen und magst sehen, wie Du mit dem munteren Dinge fertig wirst. Genir's Dich nicht, wenn Dir einer über die Schulter gukt und Dir alle Deine Nicks und Wunderlichkeiten ablauscht, mir kann's gleichgültig sein. Oder vielmehr: mir kann's recht sein, wenn Deine schlechte Stimmung einen Ableiter findet. Mir thut nur das arme Kind leid, das sich einbilden mag, hier die beste Unterhaltung anzutreffen. Ich verzichte auf jede Mitwirkung dabei und bitte mein Zimmer als nicht zum Hause gehörig zu betrachten. Im Uebrigen seht ihr Weiber zu, wie ihr mit einander fertig werdet; nur daß ich nichts davon merke, daß ihr überhaupt da seid, wenn ich mich nicht ganz ausquartieren soll. Das wäre ja im Nothfall auch noch das Schlimmste nicht. Da hast Du meinen Bescheid.“

Er nahm wieder das kleine Nest über die Granatenverpackung zur Hand, hob das rechte Bein aufs Sopha, was nicht ohne Kreuzbeschwerden gelingen zu wollen schien, streckte sich aus und nahm von Elvira nicht weiter Notiz. Die alte Dame setzte schmollend ein wenig die Lippen auf, aber der Aerger haftete nicht lange auf ihrem freundlichen Gesicht. Sie klappte mit leiser Hand die grauen Loden zurecht, wie sie zu thun pflegte, wenn sie sich zu einem Gange rüftete, steckte den Brief wieder ein und vertiefte kaum hörbar ihres Bruders Zimmer, wenn auch nicht sonderlich erleichtert, so doch in ihren Entschlüssen nicht mehr schwankend. Noch denselben Tag ging ein Brief zur Post.

Alexandrine war wirklich als des Hauptmanns Pflögekind zu betrachten. Die Verwandtschaft konnte nicht für die nächste gelten; da aber des alten seligen Amtsraths Bruder, Cäsar's Onkel, in seiner Ehe nur zwei Kinder erzielt hatte, von denen der Sohn schon als junger Mensch nach Australien gegangen und dort verschollen war, die Tochter aber einen nicht mehr jungen Beamten geheirathet hatte und von ihren Kindern nur dieses eine Mädchen groß zog, so concentrirte sich das verwandtschaftliche Interesse stets auf einen so engen Kreis, daß die Zusammengehörigkeit der Familienmitglieder eine nähere blieb, als sonst wohl in gleichem Fall zu geschehen pflegt, wenn das Zusammenwohnen

an einem Ort nicht neue freundschaftliche Beziehungen herbeiführt. Als dann Alexandrine schon in ihrem dreizehnten Jahr verwaist war, hatte der Hauptmann sich ihrer aufs thätigste angenommen, die nicht ganz klaren Vermögensverhältnisse ihres Vaters geordnet, so daß wenigstens nicht Schulden zurückblieben, und am Grabe desselben dem Kinde versprochen, ihm ein zweiter Vater sein zu wollen. Er hatte damals die Absicht gehabt, Alexandrine für immer in seinem Hause zu behalten, aber bald die Ueberzeugung gewonnen, daß das aufgeweckte Mädchen bei einem alten Junggesellen und einer alten Jungfer nicht gut aufgehoben sei, deren Lebensgewohnheiten sich nach den Bedürfnissen des Wildfangs nicht mehr modeln lassen wollten. Die Lebhaftigkeit des leichtfüßigen, im Fragen unermüdblichen, bei erster Beschäftigung wenig stätigen Badißches hatte ihm auf die Dauer mehr Unbequemlichkeit, als Vergnügen bereitet, Tante Elvira war auf dem besten Wege gewesen, sich gänzlich unter den Pantoffel des kleinen Schalks bringen zu lassen, und so hatte der Hauptmann es denn für alle Theile am erprießlichsten erachtet, seine „wilde Hummel“ oder „sein Quecksilber“ — das waren Lieblingsworte von ihm — in eine tüchtige Pension zu geben und später einer befreundeten Familie beizugesellen, die in der Residenz lebte, um die Erziehung der Töchter in dem besten gesellschaftlichen Umfange zu vollenden. Dabei war der Plan festgehalten, Alexandrine wieder in eigene Obhut zu nehmen, sobald die Umstände es gestatteten, und wahrscheinlich hätte die Vereingung schon stattgefunden, wenn nicht die jüngsten Ereignisse auch hierauf störend eingewirkt hätten. Nun schien Alexandrine es für ihre Schuldigkeit zu halten, selbst daran zu erinnern, daß ihr die Rückkehr lieb sei, und gleichsam eine Probe in Vorschlag bringen zu wollen, ob man sich nun schon ineinander finden könne. So wenigstens sagte Elvira die Ankündigung ihres Besuches auf, und sie mochte sich wohl einbilden dürfen, ihr Nichtsein aus den Grunde zu kennen, mit dem sie ja einen regelmäßigen und sehr lebhaften Briefwechsel unterhalten hatte. Wenn sie nun doch zaghaft war, ihres Cäsar's Zustimmung einzuholen, so ließ sich das vielleicht nicht ganz allein aus dem Umstande erklären, daß ihr dessen reizbares Wesen bei einem Wiedersehen nicht die gefohlene Befriedigung zu versprechen schien; gerade der intime Briefwechsel konnte sie belehrt haben, daß ihr munterer Correspondent noch lange nicht zu den Jahren gekommen sei, sich in die stille Junggesellenwirtschaft zu finden.

Alexandrine war nun achtzehn Jahre alt — man möchte sagen, achtzehn Jahre jung, denn diese glücklichste Mädchenzeit ist ganz Jugend. Tante Elvira, die sie von der Post abholte, war selbst überrascht, wie vortheilhaft sich das damals schon hochaufgeschossene und in seiner Haltlosigkeit äußerlich wenig „präferable“ Kind entwickelt hatte. Sie war kaum viel größer geworden, aber die Formen hatten sich aufs gefälligste ausgedehnt, alle Gliedmaßen eine feste Proportion erhalten, die Gesichtszüge ihre harmonische Ausgleichung gefunden. Das war freilich noch derselbe Mund, der so schalkhaft lachen konnte, das waren dieselben munteren braunen Augen, die so spitzbübisch blitzten, wenn es einen Schabernack zu beichten galt, aber der Ausdruck war doch ein ganz anderer auf dem runden frischen Gesichtchen. Wie sie aus dem Wagen heraus grüßte und nicht und lachte und sich eine Thräne aus den Augen wischte — der alten Tante hob sich das Herz.

Sie wollte ihr zurufen: „Bist Du's denn wirklich?“ Aber als das stinke Mädchen aus dem Wagen sprang, ohne das Trittbrett zu berühren, und auf dem kurzen Gange von wenigen Schritten Sonnenschirm und Tuch verlor und mit ausgebreiteten Armen ihr an die Brust sank und sie umfaßte, als ob die Leute auf der Straße sie gar nichts angingen, da erstarrte ihr das Wort im Munde, und sie sagte nur ganz leise, nachdem sie sich ein wenig frei gemacht und ihre Loden zurechtgerückt hatte: „Bald hätte ich Dich gar nicht mehr wieder erkannt, so hübsch und stattlich bist Du geworden, Du — Wildfang.“ Und dann bückte sie sich selbst nach dem Tuche, gleichsam um anzudeuten, was der Wildfang sagen wollte.

Alexandrine kam ihr zuvor. „Du bist noch immer dieselbe, Tantchen,“ rief sie, indem sie mit einer raschen Schwentung das Tuch über die Schultern warf und sie dann unter den Arm faßte und fortzog; „mir ist, als ob wir uns nur gestern zum letzten Mal gesehen hätten. Das ist prächtig.“

Die alte Dame schmunzelte vergnügt. „In einem gewissen Alter, Kind, haben ein Paar Jahre mehr und weniger nicht mehr viel zu sagen,“ meinte sie.

„Und das ist ja noch immer die seidene Staatsmantille von damals, Tantchen,“ plauderte das heitere Mädchen weiter, ohne sich auf einen Disput über diese philosophische Bemerkung einzulassen; „und ich glaube gar, die langen Franzosen sind noch nicht einmal gewechselt. Sie waren inzwischen dreimal aus der Mode und sind jetzt wieder ganz modern. Ach, was Du schonen kannst! Da muß mir ja ganz ängstlich zu Muthe werden, wenn ich bedenke, was ich in der Zeit Alles durchgebracht habe. Was sagt der Onkel zu meinen Rechnungen?“

„I nun, der Onkel, liebes Kind —“

„Nein, das erzählst Du mir ein andermal,“ fiel sie ihr ins Wort, „wer wird auch gleich von solchen ärgerlichen Dingen reden. Wie garstig ich bin, erst jetzt an den Onkel zu denken! Nun, krank ist er nicht, das weiß ich aus Deinen lieben Briefen. Oder doch? Du schreibst seit einiger Zeit so geheimnißvoll — so sibyllinisch, und wenn ich Dich jetzt ansehe —“

„Später, später darüber das Nähere, Kind —“

„Gut, ich will mich gedulden. Vielleicht weiß ich auch mehr, als Du glaubst — ha, ha, ha! und habe meine guten Gründe, herzukommen, obgleich Ihr mich eigentlich nur so-so eingeladen habt, nachdem ich mich schon selbst vorlaut angemeldet hatte. Wie? verstehe ich Briefe zu lesen?“

„Du wirst doch nicht glauben, mein Herzchen —“

„Nicht glauben! Ist's nicht klar, wie der Tag? Der Herr Hauptmann Cäsar Neumann hält es nicht einmal für nöthig, so neugierig zu sein, seine Pflieger doch möglichst schnell in Augenschein zu nehmen. Da haben wir gleich beim Wiedersehen ein Hüchchen zu pflücken.“

„Um Himmelswillen, Kind!“ rief die alte Dame erschreckt. „Du darfst nicht einmal daran denken, ihm einen Vorwurf zu machen —“

„Mir um ihn zu bessern, Tantchen —“

Elvira unterdrückte einen Seufzer. „Zu Hause will ich Dir alle nöthigen Verhaltensmaßregeln geben,“ sagte sie leise, „und ich glaube, Du wirst gut thun, Dich danach zu richten. Uebrigens muß ich Cäsar entschuldigen. Er ist schon Morgens fünf Uhr mit seiner Batterie zum Bespanntexerciren ausgerückt und kehrt erst spät zu Mittag zurück — nicht in der glücklichsten Stimmung, darf ich voraussetzen, wie sich das ja bei so angreifendem Dienst von selbst versteht.“

Es war ganz nach Elvira's Wunsch, daß Cäsar nicht gleich bei der Ankunft zugegen sein, oder sie zu Hause in Empfang nehmen durfte. So behielt sie Zeit, Alexandrine ohne Ueberstürzung und anscheinend gelegentlich über die Veränderungen aufzuklären, die mit ihm vorgegangen waren und nach ihrer Meinung eine ganz vorzügliche Behandlung des wunderlichen Kranken notwendig machten. Sie besorgte deshalb auch zunächst mit aller Subtilität, die ihr in solchen wichtigen Dingen eigen war, und auf die sie sich, noch vom Lande her verstand, ein Frühstück, wie es die Speisekammer der wohlgeordneten Hausfrau nicht mannigfacher und delikater hergeben konnte, und erntete mit rechter Seelenerwärmung — es war ja nach langer Zeit wieder einmal die erste freundliche Betätigung nicht verfehlten Ringens — des Gastes enthusiastische Lobspüche. Alexandrine hatte Mühe, der im Nöthigen immer eifrigeren Tante begreiflich zu machen, daß es eine Grenze im Genuße gebe, hinter der jede Schätzung der Einzelleistung aufhöre.

Sie mußte nun die Wohnung in Augenschein nehmen, und dabei fiel schon hin und her ein vorbereitendes Wort, „In Cäsar's Wohnstube und Laboratorium einzudringen lohnt es kaum; sie machen den Eindruck eines verlassenen Lagers. Das Sopha ist eigentlich noch der einzige Gegenstand, den er seit Monaten in Gebrauch hat.“ Und dann gleich darauf wieder ablenkend: „Ach, der arme Mensch! Was muß er sich jetzt strapaziren.“

„Wuß, Tantchen? Weshalb muß?“

„Im — ja — hm! Das verstehst Du nicht, Kind, und ich verstehe es eigentlich auch nicht ganz. Aber Cäsar ist ja nun der älteste Hauptmann —“

Alexandrine schlug lachend ein Schnippchen. „Ich will schon ein verständiges Wort mit ihm reden,“ versicherte sie. „Ganz aufrichtig, Tantchen: ich kenne Alles, was Euch drückt, vielleicht besser, als Ihr selbst. Deiner Briefe mit ihren diplomatischen Wendungen bedurfte es nicht einmal, mich über die Mißstimmung hier im Hause besorgt zu machen; sie bestätigten nur, was ich haarklein durch einen Offizier erfahren hatte, der im Hause des Major Knobel sehr bekannt ist. Herr Hauptmann von Wachtitz sagte mir —“

„Von Wachtitz —?“

„So ist sein Name. Er sagte aus, daß Onkel sich habe zur Batterie versetzen lassen und auf dem besten Wege sei sich zu ruiniren. Das durfte ich nicht zulassen. Meinem alten Onkel, der mir das Leben so angenehm erhalten hat, war ich einen Dienst schuldig. Darum kam ich her. Ich habe ein großes Werk vor, aber ich hoffe, daß es gelingen wird.“

Sie sagte das so wichtig und doch nur die Wichtigkeit spielend, so zwischen Ernst und Scherz, daß Tante Elvira nicht wußte, was sie darauf erwidern sollte. Sie begnügte sich deshalb vorläufig mit einem kopfnickenden „Sieh — sieh! Ei — ei!“ und versuchte zu lächeln. Erst als sie in ihrem Wohnstübchen Alexandrine auf dem kleinen grünen Sopha neben sich zum Sitzen gebracht hatte, nahm sie das Gespräch wieder auf. „Was Du da vorhin sagtest — hm, hm! — ich möchte es mehr für einen launigen Einfall halten, als für eine Sache der Ueberlegung.“

„Wovon sprichst Du, Tantchen?“

„Nun — von Cäsar. Wenn Du Dir einbilden solltest, daß sich mit ihm noch so leicht leben ließe, als damals, wo er nach den Unterrichtsstunden gemüthlich in Schlafrock und Pantoffeln an seinem Schreibtisch saß und mathematische Formeln ausrechnete, oder in seinem Laboratorium wirtschaftete, oder im Gärtchen seine prächtigen Rosen struzte und seine Blumen begoß, so würdest Du sehr irre gehen. Da konnte sich das lustige Mädchen schon erlauben, hinten auf seinen Stuhl aufzusteigen und ihm die Augen zuzuhalten, oder seine Glasröhren durcheinanderzuwerfen, oder ihm die schönste Knospe abzubrechen und sie ihm zur Veröhnung selbst ins Knopfloch zu stecken. Jetzt — ich kann Dich nur zu Deinem eigenen Besten bitten, Kind, Dich so wenig bemerkt als möglich zu machen. An mich, siehst Du, hat er sich doch seit langen Jahren gewöhnt, und ich habe mir einbilden dürfen, ihn aus- und inwendig zu kennen. Aber wie ich auch über den Fußboden schwebte, daß kein Mäuschen leiser auftreten könnte, wie ich auch jedes Wort zehnmal überdenke, bis ich es ausspreche, wie ich mich auch zurückgezogen halte und mich ihm nur im äußersten Nothfall in Erinnerung bringe — es ist Alles schon zu viel für seine nervöse Reizbarkeit. Ich kann Dir nur rathen: sag' ihm guten Tag und gesegnete Mahizeit, und aber im Uebrigen so, als ob Du ihn gar nicht siehst. Alles Fragen ist ihm verhaßt, und Widerspruch kann er nun schon gar nicht ertragen, obgleich er meist ebenso ärgerlich ist, wenn man ihm gleich bereitwillig zustimmt. Ich nide gewöhnlich nur mit dem Kopf, um ihn weder so, noch so zu erzürnen. Man muß schon mit ihm umgehen, wie mit einem Männchen von Tragant. Welche Vorwürfe hätte man sich zu machen, wenn er erkrankte! Ich bin ja doch seine einzige Schwester, und weiß Gott! ich habe mein Herz an nichts gehängt, als an ihn, und ich bin es Vater und Mutter schuldig, daß ich ihn hüte, wie meinen Augapfel. Und deshalb thu' mir die Liebe, Kind, und füge Dich geduldig und sanft in seine Grillen, und wenn Du lustig plaudern willst, komm zur alten Tante. Vielleicht findet er sich nach und nach in Dich.“

Die alte Dame wischte zierlich mit dem Zipfel des feinen Taschentuchs eine Thräne aus dem Augwinkel fort und schob es dann wieder zitternd unter den Bügel ihres Arbeitskörbens. Alexandrine hatte sehr aufmerksam zugehört, als ob jedes Wort ihr Bedeutung habe, wohl auch einmal bedauernd den Kopf geschüttelt. Auch jetzt, nach Schluß der langen Vorklatschung, sah sie noch ganz ernst aus, beugte sich vor und hob die Hand zu einem mitleidigen Streicheln. Aber sei es nun, daß das Pecuba-Gesicht der Tante ihr zu komisch erschien, oder daß ihr sonst ein schalkhafter Gedanke durch den Sinn ging, sie lachte plötzlich laut auf und schnellte vom Sopha in die Höhe. Elvira rückte erschreckt gegen die Lehne. „Aber Kind —!“

„Verzeih, beste Tante!“ rief das muntere Mädchen, sie stürmisch umarmend, „aber es ist doch wirklich keine Kleinigkeit, sich in ein solches Hausunglück hineinzudenken, das man vergrößern helfen soll. Denn wenn ich mich auf den Kopf stelle, das bringe ich nicht fertig, was Du von mir verlangst. Und Du sollst einmal sehen —“

Draußen ging die Thüre, ein Schlepplüffel rasselte hinein. „Er ist's,“ wispelte Elvira, nun ganz verschüchtert, „um Himmelswillen.“ Man hörte Stimmen: „Der Brenneisen hat seine drei Tage Mittelarrest, verstehen Sie? Ich will ihm schon die Elevation in den Kopf pauken. Was? Haben Sie wieder zu nurren?“ — „Ich meinte nur, weil er eben erst aus dem Lagereth —“ — „Da ist nichts zu meinen — Batteriebefehl! Die bei-

den Kerle, die auf dem Prokassen wackeln, treten mit Gepäck an.“ — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ — „Bombenelement! Sie mir nicht wieder ein Gesicht wie die theure Zeit. Paßt Ihnen wohl nicht — was?“ — „Weil wir doch zwanzig Mann zum Patronenfüllen.“ — „Zwanzig Mann? Die zweite Batterie stellt ja nur zehn!“ — „Zu Befehl!“ — „Das ist wieder eine schändliche Chicone von oben. Alle meine Leute commandiren sie mir weg zur Arbeit, und dann soll's beim Exerciren klappen.“ — „Stimme Pause.“ — „Zum Tausend! worauf warten Sie denn noch, Panse? Kehrt — marsch!“

Die Thür nach dem vorderen Zimmer öffnete sich hastig, und Cäsar Neumann, den Helm auf dem Kopfe, polsterte durch nach seiner dahintergelegenen Stube. Er warf einen Blick seitwärts, bemerkte Besuch und beschleunigte seinen Schritt. Elvira suchte Alexandrine am Kleide auf dem Sopha zurückzuhalten. „Laß ihn doch nur erst ablegen,“ flüsterte sie.

Vergebens. „Onkel! siehst Du denn gar nicht, wer da ist?“ rief das junge Dämchen; und gleich darauf rauchte auch die Seite über die Schwelle und hüchelte die leichte Gestalt dem bärtigen Kriegsmann nach, der verwundert umschaute. „Du bist's — Alexandrine —?“ knurrte er, die Augen aufreißend; „S! da hatt' ich doch —“

„Hüch die Brille aufsetzen sollen,“ fiel sie ihm ins Wort und hing sich an seinen Hals, alle weiteren Einwendungen mit herzlichem Küssen ersäufend.

Tante Elvira bemerkte mit Schrecken, daß ihre Ermahnungen schon so bald in den Wind geschlagen waren, und folgte eiligst, um weiteren unbedachten Aeußerungen vorzubeugen. Hätte sie selbst sich jemals unterfangen, an die Brille zu erinnern, würde es ein Unglück gegeben haben.

Aber Alexandrine schien auf ihre Winke gar nicht zu achten. „Dein Pflegekind nicht zu erkennen,“ rief sie, „das ist arg, Onkel. Ich komme Dir wohl gar nicht recht?“

„Nun — nun —“ knurrte er sauerfüß, „bist eine ganze Dame geworden —“

„Aber Du —!“ rief sie lachend, indem sie einen Schritt zurücktrat und ihn von der Helmpitze bis zu den Schnabelfspitzen der Stiefeln musterte; „wie finde ich meinen alten Onkel wieder?“ Die Stirnrunzeln zwischen seinen Augenbraunen vertiefte sich merklich und Elvira hüftelte in ihr Tuch. — „Wenn ich Dich nicht wieder erkannt hätte, es wäre kein Wunder gewesen; Du hast Dich ja ganz modernisirt, Onkelchen!“

Er wußte nicht, ob er lachen oder schmollen sollte. „Im — hm —“ meinte er etwas verlegen, „ich bin doch noch nicht aus den Jahren hinaus —“

„Bewahre!“ unterbrach sie ihn begütigend; „Du bist ja eigentlich noch ein junger Mann! Aber ich hatte doch gehofft, meinen alten Onkel wieder zu finden, den ich nun einmal mit seinem Zottelkopf und Falkenrod in mein Herz geschlossen habe. Blanke Offiziere sieht man so viele, aber einen alten Onkel, wie meinen, soll man noch erst suchen.“

Er krummte den Widel, wie eine Katze, die man gegen den Strich streichelt. „Man muß doch mit der Welt mitgehen, wenn sie nicht auf uns warten will,“ entschuldigte er knurrig.

„Aber es lieh Dir doch viel besser anders,“ kritisierte sie unerbittlich, obgleich Tante Elvira schon wieder am Kleide zupfte. Auf diese bittere Bille folgte dann rasch wieder ein Kuß, der seine versöhnende Wirkung nicht ganz verfehlte. Elvira war verwundert, daß er, statt aufzubrausen oder mürrisch fortzulaufen, sich ganz geduldig den Helm aus der Hand nehmen, die Handschuhe ausziehen, sogar die Knöpfe über der Brust öffnen und auf einen Lehnstuhl niederdrücken ließ. „So!“ rief Alexandrine, „nun noch das grimmige Schlachtschwert von der Hüfte, und wir werden bequem plaudern können. Sag einmal, wer war der Spektakelmacher draußen?“

„Was — was? Du meinst —?“

„Den Wütherich, meine ich, der eine kleine Vergeßlichkeit mit drei Tagen Arrest bestrafte und zwei Kerle mit Gepäck antreten ließ, weil sie auf dem Prokassen gewackelt hatten? Wenn ich mir denke, daß ich da sitzen sollte —! und nicht einmal Federn darunter —!“

Cäsar mußte laut auslachen. „Das fehlte noch!“ Schnell aber glättete sich das Gesicht wieder. „Man hat ewige Vergeßlichkeit,“ sagte er verbissen, „und der Feldwebel Panse kann den Ruhigsten toll machen.“

Sie streichelte ihm die Schulter. „Die armen Menschen! Und heute an meinem Einzugsstage —! Was meinst Du, Onkelchen, wenn Du einmal zur Feier meiner Ankunft —“

„Wollen sehen,“ schmunzelte er freundlicher; „aber das Volk verdient's nicht.“

In diesem Ton gieng es nun den ganzen Tag fort, auch den folgenden und alle nächsten Tage. Cäsar bekam fortwährend Wahrheiten zu hören, die ihm gar nicht behagten, die er aber verschlucken mußte, weil es ihm noch viel übler erging, wenn er seiner Empfindlichkeit die Zügel ließ. Alexandrine konnte dann mit allerhand spitzen Redensarten so lange sticheln und prickseln, bis er aus seinem Schmollwinkel heraus mußte. Wenn er aber einmal ärgerlich aufbraute und „wild“ wurde, dann war's gar um ihn geschehn; er mußte sich auslachen und dann von der weichsten Hand tätscheln und streicheln und von dem schalkhaftesten Munde bedauern lassen, als ob einem Kinde irgend ein Unfall begegnet wäre, für den ein Bonbon das beste Pflaster ist, bis er wieder „ganz zahm“ wurde und „Spaß verstehen lernte“. Und gerade auf die Punkte richtete sie am liebsten ihre neckischen Angriffe, die sich am schwersten vertheidigen ließen. Als ob sie gar nicht merkte, wie große Leiden ihm seine kleinen Schwächen verursachten und wie ängstlich er darauf bedacht war, sie zu verbergen, deckte sie bei jeder erdenklichen Gelegenheit ganz unbarmherzig die sorglich gehüteten Hülsen ab, so daß Tante Elvira, wie sie selbst bekannte, immer „auf Stednadeln saß“ und Cäsar gar nicht anzusehen wagte, um nicht als Mißthuldbige zu gelten.

„Sie ist ein Plagegeist,“ sagte Cäsar; und daß er es zu ihr jagte, galt ihr als ein Zeichen vertraulicher Annäherung, wie sie es lange vernimmt hatte. Sie nickte deshalb verständnißvoll und seufzte leise. „Aber mir doch noch tausendmal lieber,“ fuhr er fort, „als Deine Leisetreterei und Liebedienerei. Ich kann das Herumschleichen und Spüren und Tafen und Zum-Munde-reden und Hätscheln in den Tod nicht leiden. Man will doch einmal fest angefaßt werden; Du bist aber ein Spinnengewebe, das im Spätommer auf den Feldern herumfliegt — es kann einem das Spazierengehen beim schönsten Wetter verleben. Nun wieder das klägliche Gesicht, als ob ich Dir Wunder was Unangenehmes gesagt hätte. Nimm Dir ein Beispiel an Alexandrine; sie hat eine lose Zunge, aber sie trägt dafür auch wieder ein Wert geradaus.“ Das kostete viele geheime Thränen.

„Wie machst Du's nur, Kind, daß er Dir nicht böse wird?“ fragte die alte Dame ganz verzweifelt. „Du ärgerst ihn eigentlich unangenehm, daß mir ganz angst und bange werden muß, und hinterher bekomme ich noch Grobheiten zu hören, daß ich's nicht eben so treibe.“ — „Treib's doch ebenso, Tantchen,“ lachte der Wildfang; „der Onkel hat bei Dir viel zu gute Tage gehabt und sich an Deinen Lackerbissen den Appetit verdorben. Opposition ist ihm ein wahres Labfal; man muß ihm keine Ruhe lassen, bis er wieder zu seinem eigenen Besten der gemüthliche alte Onkel ist.“ — „Wenn ich's nur übers Herz bringen könnte!“ meinte sie.

Der „Plagegeist“ durfte übrigens nur seine Macht wirksam fühlen, um auch noch andere Saiten aufzuziehen. Wenn Onkel Casar sich aus seiner Verdrießlichkeit nicht leicht aufzuheben lassen wollte, oder wenn er den Beleidigten spielte, warum Liebeslungen an ihn verschwenden, auf die er doch offenbar nur wartete? Lieber selbst einmal eine gerunzelte Stirn zeigen und ein wenig schmolten, Migräne haben und sich einen halben Tag nicht sehen lassen. Wir sind schon nicht mehr um Gotteswillen gelitten, wir werden vermüht, aufgesucht; wir können die Bedingungen stellen, unter denen wir capituliren. Armer Rittmeister! wer dir gesagt hätte, daß du noch den Pantoffel küssen müßtest! „Ich will nun aber endlich auch Dein Laboratorium sehen, Onkel!“

„Ach, laß das! es ist in der fürchterlichsten Unordnung.“

„Warum ist es in der fürchterlichsten Unordnung?“

„Weil ein Soldat Wichtigeres zu thun hat, als chemische Experimente anzustellen und Retorten zu beobachten.“

„Freilich! wenn zwei Rekruten nachexerciren, mußt Du ja im Pflichteifer dabei sein, und im Pferdestall ist's gewiß höchst interessant.“

„Ich bin doch nun einmal kein Professor.“

„Schade!“

„Ah — pah! Die Spielereien mühten ein Ende haben.“

„Waren aber doch keine Spielereien.“

„Weißt Du, daß ich Deine gelehrten Abhandlungen über das Silber von einem wirklichen Professor als mustergerichtig habe rühmen hören?“

„So — so? Spricht man davon?“

„Was würde der Mann der Wissenschaft leisten können, sagte er, wenn er öfter den Säbel abschnallen wollte!“

„Unfinn! Habe so schon wenig Dank. Ja, wenn ich noch einen neuen Explosionsstoff entdeckt hätte —!“

„Was? Habt ihr noch immer nicht genug Menschenvertilgungsmittel in Petto, wenn's einmal wieder Krieg gibt?“

„Es wäre etwas für den Soldaten — und auf Anerkennung dafür zu rechnen. Jetzt sieht man den Apotheker in Uniform über die Schulter an.“

„Worans sich der Apotheker in Uniform eine Ehre machen sollte. — Komm! wir wollen einmal aufräumen, Onkelchen!“

„Dummes Zeug! Ich will nichts mehr davon wissen.“

„Aber aufräumen können wir doch. Wo ist der Schlüssel?“

„Mach' mich nicht ärgerlich. In das Zimmer geht Niemand hinein.“

„Außer uns Beiden. Weißt Du, ich helfe Dir. Wär's nicht möglich, daß wir ganz zufällig doch noch den Stein der Weisen fänden?“

„Und Gold machen! Ha, ha, ha!“

„Wär's denn so unmöglich?“

„Gerade so unmöglich, als daß Du noch einmal zur Vernunft kommst.“

Es half ihm kein Murren und Knurren, er mußte das so lange nicht betretene Laboratorium öffnen und Alexandrine einlassen. Eigentlich konnte ihm gar nichts Unangenehmes begegnen, als diese Nöthigung, denn er hatte die verschlossene Thür gar nicht ansehen können, ohne einen Stich durchs Herz zu empfinden, daß er sich von seinen Schätzen absperrern müsse, und oft genug war er schon nahe daran gewesen, „den ganzen Trödel“ von seinem Burichen fortzuschaffen zu lassen, um weniger von seiner Sehnsucht geplagt zu werden. Als es nun erst — natürlich unter fortwährenden Betheruerungen, daß ihm an dem „Professoren-Quark“ nicht so viel liege — an ein Aufräumen und Abstauben ging, das Mädchen tausend Fragen hatte, die doch höflicher Weise eine Antwort und vielleicht gar ein kleines Experiment zu besserer Erklärung forderten, als sich in einigen Glasretorten halbvergeessene Präparate fanden, die denn doch „einer flüchtigen Aufmerksamkeit werth“ waren, vergingen auf

bei, wie der große Graf Stefan Szécsenyi, die Grafen Dessewffy, Graf Ladislaus Teleki, die Grafen Emanuel Andrássy, Mikó, Cziráky u. s. w., welche, wie die Dichterinnen Comtesse Belcznan, Flora von Majthényi, Gräfin Csáky u. s. w. zu den Fierden, einige sogar zu den Führern der ungarischen Literatur zählten und zählten. Die philosophischen wie dichterischen Werke des großen Staatsmannes, des jüngst verstorbenen Baron Josef Cötvös kennt die Weltliteratur; von den zahlreichen Romanen des Baron Nikolaus Jókai wurden nicht wenige ins Deutsche, Französische und Englische übersezt. Endlich zu des verstorbenen Grafen Josef Teleki zehnbändigem Geschichtswerke über die Hunyaden haben fast alle europäischen Gelehrten Beiträge gesteuert.

Andere Mitglieder des Adels, welche nicht selbst productiv sind, überbieten sich an edlem Wetteifer, die nationale Kunst und Wissenschaft mit ihrem Reichthum zu unterstützen und zu fördern. Sie zählen nach Hunderten, und vor Allem sind es hohe Frauen, die ein allen Nationen voranleuchtendes Beispiel geben. An ihrer Spitze steht, ohne Distinction, die Gattin des Grafen Guido Karátsonyi, geborene Gräfin Marie Marczisibanyi, vermählt seit 1851, Mutter von fünf Töchtern und drei Söhnen.

Graf Guido Karátsonyi, aus altungarischer Adelsfamilie, 1852 in den österreichischen Grafenstand erhoben, Herr zahlreicher Herrschaften und k. k. Kämmerer, ist geboren 1817 und von Jugend an großer Liebhaber von Kunst und Wissenschaft, frühzeitig mit Franz Biszt eng befreundet, die gesammte moderne Civilisation aus eigener Anschauung kennend, ein Gentleman auch durch Geist und Geschmack. Der Graf hatte sich schon unvermählt allgemeine Achtung durch so großartige als anspruchsvolle Dotationen erworben, nun ist es seit Jahren das Ehepaar vereint, das an Noblesse, theilnahmenvoller Gesinnung und der Initiative direct an der Spitze des ungarischen Hochadels steht; ihren Namen nennt die Nation mit solcher Achtung, wie ein Amerikaner oder Engländer den seines Peabody.

Die Fundationen für die Akademie, das Nationaltheater und die zur Aufmunterung dramatischer Kunst, welche Stiftungen den Namen „Karátsonyi“ verewigen, übersteigen allein schon ein paar-mal hunderttausend Gulden. Als man das Wort für künstlerische Architektur ergriff, waren die Karátsonyi's die erste Magnatenfamilie, welche sich in Ofen jenes Pracht-palais erbaute und es durch Fresken der täglich zahlreicher werdenden talentvollen ungarischen Maler, den selbständigen Schülern eines Rahl, Piloty und Geyre, schmücken ließ. Alle Säle sind voll der Meisterwerke der Plastik, Sculptur und Malerei. Der eine Flügel des Prachtbaues enthält ein Privattheater, das an Geschmack kaum dem Münchner Residenztheater nachstehen dürfte, und auf dieser Bühne spielt während des Winters die Geburts- wie Geistes-Aristokratie der Hauptstadt zum Besten der Armen. Die große Tragödin Rosa Jókai und ihr genialer Gatte, der Romanschriftsteller und Dichter Maurus Jókai, betratnen nicht selten diese Salonbühne.

Graf und Gräfin Karátsonyi sind zugleich an der Spitze der Protectoren des literarischen Kisfaludy-Vereins, der Schriftsteller-Unterstützungskasse, des Musikconservatoriums, des Krankenhaus für arme Kinder, des Waiseninstitutes u. s. w., der noch ausgedehnteren Privatwohlthätigkeit zu geschweigen.

Die Devise „Noblesse oblige“ ist über der Thür dieses Palastes kein leerer Wahn, wir aber halten es für eine Pflicht, in den Spalten dieses deutschen Blattes auf das Schöne und Edle auch in der Fremde hinzuweisen, denn die Guten gehören der Menschheit an.



Frau Marie Gräfin von Karátsonyi, geb. Gräfin Marczisibanyi.

angenehmste Stunden und Stunden in dem kleinen Zimmer, und schließlich war sogar die Zeit verpaßt, wo der Hufbeschlag hatte nachgesehen werden sollen, so daß Panse ganz verstört nachfragen kam, ob dem Herrn Hauptmann etwas zugestoßen wäre. „Machen Sie's in Teufel's Namen diesmal allein ab,“ ranzte ihn der Gestrange an, aber nicht ärgerlich, sondern mit lachendem Gesicht; „wenn ein Eisen los wird, liegt's ja doch daran, daß die Federfuchser vom praktischen Dienst nichts verstehen.“

(Schluß folgt.)

Frau Marie Gräfin Karátsonyi.

Die Mehrzahl des ungarischen Hochadels erwies sich seit den zweieundvierzig Jahren der nationalen Wiedergeburt nicht nur sehr patriotisch und auf politischem Gebiete aufopfernd thätig, sie trug auch ein namhaftes zur geistigen Entwicklung der Nation

Aus deutschen Bergen.

Ein Gedenkbuch vom Bairischen Gebirge und Salzammergut. Geschrieben von Herman Schmid und Karl Stieler. (Stuttgart, Verlag von A. Kröner.)

In diesem wunderschönen Werk werden Land und Leute des Bairischen Gebirgs und Salzammerguts durch Wort und Bild geschildert. Der Stoff ist der dankbarste. Jene Berge, Thäler und Seen gehören zum Herrlichsten, was unsere deutsche Heimath bietet; die Bewohner aber sind ein tüchtiger, kerngesunder, echtdeutscher Schlag. Als Probe aus dem Werke und als dessen beste Empfehlung geben wir von seinen zweiunddreißig größeren Kunstblättern das eine: die Kahnfahrt des genialen Meisters A. von Ramberg und lassen Karl Stieler, der durch seine frischen und doch fein stilisirten, lebenswahren und doch poetischen Schilderungen den Lesern des Bazar, der Gartenlaube u. s. w. längst ein Liebling geworden, uns um die Ufer des Tegernsees führen.

„Mehr als tausend Jahre sind nun verfloßen, seit die Jünger des heiligen Benedikt ihr Haus an diesem Strand errichtet haben. Musik und Dichtung blühte dort, Wissenschaft und Malerei wurden gepflegt in den langen Tagen des Mittelalters, und manches demal mächtiger Lebenskraft fand hier seinen Ursprung. Der berühmteste Name des Klosters aber ist Werinher; von ihm stammt jenes wunderbare Marienlied, dessen Reizen uns fast in den Kreis der Minnesänger geleiten.“

„Du bist mein; ich bin Dein; Du bist beischlossen in meinem Herzen: Verloren ist das Schlüssellein, Nun mußt Du ewig darinnen sein.“

Viele bewundern dies Lied, aber wenige wissen, daß es nicht der heiligen Jungfrau galt, sondern einem lockigen Kinde, das hier in der Hütte ihre Schönheit barg.

Die Abtei (die gefürstet war) besaß einen glänzenden Namen im deutschen Reiche. Ihre Jünger zogen nach Bologna und Paris, ihre Prälaten verkehrten mit König und Kaiser, und unter den Gästen, die im stolzen Klosterhofe weilten, war auch Walther von der Vogelweide gewesen. Daß die Pracht dieses Lebens zuletzt zum Verfall führte, lag nahe genug, und so untergaben sich die Äbte bald den bairischen Herzogen, die diese That mit reicher Gunst vergalt. 1803 ward das Kloster secularisirt; ein Theil seiner Kostbarkeiten wanderte nach München, ein anderer aber wurde verschleudert und versank in den Stürmen jener Zeit.

Das alte Tegernsee ist freilich heutzutage nicht mehr zu erkennen. Mauern und Wälle sind zerstört, und die Kinder der Welt haufen mit moderner Lebenslust, wo einst die Kinder des

Geistes wandelten. Nur die Kirche ist noch ziemlich erhalten; über dem Portale steht noch jetzt das Steinbild der beiden Stifter und schaut mit karolingischer Rauheit auf die gepukten Damen herab, die am Sonntag zur Messe kommen. Eins aber ist unverändert geblieben — der Zauber der Landschaft. Diese blickt uns noch an mit den Augen ewiger Jugend, als ob die Welt seit tausend Jahren nicht älter geworden wäre. Allerdings fehlen ihr jene großen Züge, welche den Königssee so tiefinnig und den Walchensee so leidenschaftlich machen, allein ihr Antlitz ist mit

Staffage und geben dem Ganzen eine Lebensfrische, die man im Flachland vergeblich sucht.

Drüben über dem See sind die Wege einsam. Langgewunden läuft die Straße am Ufer hin, dann und wann von Fichten überschritten, die ihre Zweige in die Wellen tauchen. Nur zerstreute Einödhöfe, von denen fernes Gebell herüber tört, liegen hier am Fuße der Berge, die Wälder stehen dichter, die Bauern sind troziger und abgeschlossener da drüben. Wer den Bächen nachgeht, welche auf dieser Seite in den See

herunterfließen, der kommt bald in eine dichte Wildnis. Kletterhohe Steine, die die Natur (als sie noch in den Flegeljahren stand), verperrten uns den Weg, feuchtes Moos und wilde Brunnbeersäulen reizen über den schmalen Pfad, der nur gemacht ist, um das Holz darauf zu Thal zu bringen. Aber die Luft weht süß und schweigsam, das Rauschen des Wassers ist die einzige Sprache und der Vogel, der über den Bach fliegt, der einzige Wanderer. Wenn der Morgen graut, blüht das Wieselnugierig aus den Nischen und spielt in der ersten Sonne, die durch die Zweige hereinläuchtet. Auf dem westlichen Ufer ist es am schönsten Abends zu gehen, wann die Straße schon im Schatten liegt und der sinkende Strahl nur noch die Häuser drüben von Tegernsee beleuchtet. Zur einen Seite überblickt man dann den weiten See, auf der andern ist Weideland, auf dem sich die Füße tummeln, die am Abend ins Freie kommen. Zwischen den Finken der Bodenschneid blickt der Brechspiz herüber; die Berge haben einen so warmen lauen Ton, und der See liegt da wie ein Spiegel ihres Glücks. In der Ferne glänzt der spitze Kirchturm von Egeren und die kleine Kapelle vom Niederstein; ein Schiffelein streicht im langen Zug durchs Blaue.

Zwei Dörfer, Abwinfel und Wiessee, liegen an diesem Ufer; sie haben die ältesten Häuser der Umgegend, die in einem dichten Kranz von Kirschbäumen versteckt sind. Hier ist die Dorfshulle daheim, wo der Alte unter der

Hausthür sitzt und mit den schelmischen Enkeln spielt; hier guckt das Füllen zum Fenster hinein, und unter dem Giebel hängt die Scheibe mit unzähligen Schüssen ins Schwarze. Die Töchter des Hauses sind auf „den Almern“ in der „schwarzen Tenn“, die Söhne sind in den Bergen bei der Holzarbeit; es ist eine tiefe einsame Abendruhe.

Von Abwinfel führt die steile Straße zum Bauern in die Au hinauf, der hart am Fuße des Kampen liegt. Durch die Reize des Weges ist er ein Lieblingspunkt der Fremden geworden, die vor dem Hause ihren Kaffee schlürfen, während in der breiten Stube die Knechte beim Masttrag sitzen. Von hier weg geht der Weg auf die Hirschstallalm und nach Lenggriez, auch eine Menge geheimer Fußpfade verzweigt sich von da ins Innere der Berge.



A. v. Ramberg gez.

Kahnfahrt. Zeichnung von A. von Ramberg.

(Aus dem Werke: „Aus deutschen Bergen.“)

unendlichem Liebreiz gesegnet. Es liegt eine Eintracht und eine Heiterkeit in diesen Formen, die das Herz erlöst; eine Schönheit, die uns nicht erschöpft, sondern labt und dauernd fesselt, weil wir sie dauernd ertragen können. Ringsum hat das Auge einen weiten Blick und dennoch findet es überall wohlthätige Grenzen; die Berge sind felsig, ohne schroff, die Bewohner echt, ohne rauh zu sein. Viele sind deshalb gegen Tegernsee eingenommen, weil es zwischen zwei Extremen die Mitte hält; aber die Mitte bedeutet nicht immer das Mittelmäßige, sie bedeutet viel öfter die Vollendung. Im Dorfe selbst drängen sich die Häuser dicht zusammen, ihre Dächer springen weit in die Straße vor und bilden jene lange malerische Gasse, die für die Bauart des Gebirgs so charakteristisch ist. Schlauke Gestalten mit grünem Hut dienen zur

Wenn man den kürzesten derselben heruntergeht, dann zieht man über eine Halbe mit herrlichen Ahornstämmen und ist plötzlich an jener schmalen tiefen Bucht, die der Tegernsee an der Mündung der Weißach bildet. Hier ist es stille — regungslos steht das Schilf am Strande, nur ein einziges Dach liegt hinter hohen Wipfeln versteckt, und auch dies eine war lange unbewohnt, weil man glaubte, daß dort Geipenster hausten. Man nannte es „das todt' Haus“.

Wer die Straße am Ringsee verfolgt, kommt in einer halben Stunde nach Egeren oder Kottach, wo neuer Reiz den Wanderer festsetzt. Hinter der Kirche breiten sich duftige Wiesen aus, die bis zum Fuße des Wallberg reichen. Manch alte Linde steht hier auf dem Feld, darunter ein verwittertes Kreuz mit welken Kränzen behangen; wenn man tiefer bergwärts geht, findet man kleine Weiler, sechs bis sieben Häuser, die ihren eigenen Namen führen, und endlich stehen wir mitten drinnen im reizenden Kottachthal. Auch hier sind zerstreute Ortschaften; unter ihnen das reizende Försterhaus Oberwintel. Wer im Spätherbst, wo die Wälder gelb werden, hier weilt, der lernt das alte echte Jägerleben der Berge kennen. Mit der Dämmerung kommen die Gehilfen heim, den breiten Rucksack über der Schulter, aus dem die „Läufe“ des erlegten Gamsbod's hervorschauen; zur Seite troddelt der Dachshund und verkündet mit Gebell die Beute. Drinnen aber ist (nach Bauernsitte) der Ofen schon längst geheizt, über demselben sind ein Dutzend Marbeselle zum Trocknen ausgehängt. Nachlässig schlendernd tritt der Jägerbursch herein und hängt den Hut an die Enden des Hirschgeweihs; dann kommt der Abendtrunk und die behagliche Erzählung, wie es sich mit dem Gamsbod eigentlich zugetragen. Alle Hörer sind gespannt, die Frau des Försters geht ab und zu, und nur dann entsteht eine Pause, wenn er die Pfeife am brennenden Kienholz entzündet.

Das letzte Haus im Thale ist der Enterrottachbauer, es liegt prächtig zwischen den Felsen der Bodenschneid und den Wasserfällen der Kottach; auch eine Sägmühle und eine kleine Wirthschaft sind hier errichtet. Diese gilt als Sammelpunkt für die Bauern der nächsten Umgegend, wenn sie am Sonntag ihren Abendtrunk begehren, hier werden geheime und öffentliche Angelegenheiten erörtert, und wer mit seinem Fuhrwerk an der Straße vorüber kommt, hält an und setzt sich zu den Genossen. Der Wirth aber ist ein kluger und wohlsehnender Mann, mit dem sich vortreflich plaudern läßt, und der täglich seine Zeitung lesen würde, wenn er sie nicht bloß alle 14 Tage bekäme. Früher ging's noch viel vergnügter zu an dieser Stätte, als seine beiden bildhübschen Töchter lebten, die er mit 18 und 19 Jahren verloren hat. Damals kamen abendlich die Musikanten gezogen und spielten den Burchen und Dirnen ihren Weisen; Maitanz und Kirchweihstanz ward hier gehalten, und wer vorüberging, konnte die Truglieder schon auf hundert Schritt weit hören.

Kommt man vom Enterrottacher heraus nach Tegernsee, so zeigt das östliche Ufer eine Reihe von niedlichen Villen. An dem grünen Tisch, der vor der Hausthür steht, sitzen elegante Mädchen bei der Arbeit, eine Schale mit frischen Erdbeeren oder ein aufgeschlagener Roman liegt nachlässig daneben. Neugierig schauen sie hervor, wenn wir gemächlich auf der Straße vorüberrollen, die uns in wenigen Minuten wieder in die Mitte des Dorfes zurückführt. Die Eingebornen nennen es im Sommer „die Stadt“.

Für den Glanzpunkt des Sees wird indessen von den meisten das nördliche Ufer gehalten; dort liegt Kaltenbrunn, früher ein Bauernhof, jetzt eine Meierei des Prinzen Karl, auf welcher lange Zeit eine mascula virgo, ein weiblicher Grobian regierte. Kaltenbrunn ist der aristokratische Spaziergang für die Sommergäste von Tegernsee, aber trotzdem oder eben deshalb der besuchteste von allen. Zur linken Hand liegt Gmund, durch das die Mangfall mit grünen Wellen eilt — wundervolle Buchenwälder und Mühlen stehen an ihrem Ufer.

Die Berge, welche den See umrahmen, sind nicht höher als fünf- bis sechstausend Fuß; allein sie schauen ins Flachland bis an die Donau und zeigen die Gletscher vom Sentis bis an die Tauern. Und wenn auch kein stolzes Edelweiß auf denselben blüht, so blühen doch die Alpenrosen und ein fröhliches frisches Alpenleben. Durch ihre Wälder geht der Hirsch und in ihren Felsen weiden die Gemsen, der Himmel ist heiterer hier als allerwärts. Man hat das heimliche Gefühl, als hätte die Natur an ihren einen Liebling Alles verschwendet.

Spanische Charakterzüge.

Skizze von Ernst Eckstein.

Es war in Cordoba. Wir saßen zu Tische. Mein Vis-à-vis, ein junger Franzose aus Bayonne, hatte ein kleines Eisenbahn-Abenteuer zum Besten gegeben, das für eine anmuthige Variation über das Thema: „Stolz lieb' ich den Spanier“ gelten konnte. Wir lachten herzlich über die komische Geschraubtheit des Conducteurs, der in der Novelle die Rolle des Helden spielte, und erlaubten uns, das übertriebne spanische Ehrgefühl im Allgemeinen ein wenig unangenehm-theatralisch zu finden.

Wir zur Seite saß ein catalonischer Großhändler, der unsre Conversation mit Aufmerksamkeit verfolgte und die von uns vertretene Anschauung zu theilen schien. Er mischte sich schließlich ins Gespräch und fragte uns, ob wir bei unsrer Grenzüberschreitung die Ruinen des Schlosses Marrac, nördlich von Trun, beachtet hätten.

Wir verneinten. „Nun,“ fuhr er mit einem chevaleresken Lächeln fort, — „vom architektonischen und malerischen Standpunkte beurtheilt, haben die Herren kein ernstliches Versäumniß zu beklagen. Die halbverwitterten Quadern machen einen ziemlich poetischen Eindruck; überdies hat man einen Theil des Mauerwerks vor einigen Jahren vollends abgetragen, so daß die Fragmente in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht einmal durch Massenhaftigkeit imponiren. Schloß Marrac hat indeß ein kulturhistorisches Interesse. Seine Trümmer sind gewissermaßen eine Illustration zu der von Ihnen behaupteten These. Ja, meine Herren, das spanische Ehrgefühl ist etwas allzu nervös zugespitzt...“

„Erzählen Sie...“ „Die Sache ist in zwei Worten berichtet. Das Schloß war für die Wittve Karl's II. mit ungeheurem Kostenaufwande erbaut und aufs prunkvollste ausgestattet. Die herrlichsten Gobelins schmückten die Wände; venetianische Spiegel in Rahmen aus gediegnem Golde warfen die erlauchte, wenngleich unschöne Physiognomie Ihrer Majestät hundertfältig zurück. Selbst die Gemächer für die untergeordnetsten Diener strotzten von Luxus. Kurz, es ließ sich kein für die Bedürfnisse und Neigungen der Fürstin geeigneterer Wittwenitz denken, als Schloß Marrac. Schon hatte man alle Vorbereitungen zur demnächstigen Ueberlieferung getroffen, schon war der Tag und die Stunde festgesetzt, an welchem die maulthierbespannte Pracht-Carosse vorfahren sollte, — da ertheilte die Königin plötzlich Contre-Ordre und erklärte ihrem Marschall, sie werde die Schwelle des neuen Schlosses nie und unter keiner Bedingung überschreiten.“

„Wie, Ew. Majestät?“ versetzte der Edelmann, der an eine vorübergehende allerhöchste Laune glaubte... „Sie geruhen im Ernste das schöne Gewebe unsrer Hoffnungen und Träume zu zerreißen? Bedenken Ew. Majestät, wie lange Sie sich auf diese köstliche Willkür geirent haben, wie viel Scharfsinn, Geschmack, Fleiß und Eifer am Werke gewesen sind, um Dero königliche Ansprüche wenigstens einigermaßen zu befriedigen...“ „Es bleibt dabei,“ entgegnete die Königin. „Ich habe mich anders besonnen.“

„Und darf Ew. Majestät getreuer Diener die ehrerbietige Frage machen...“

„Nah, Marschall, ich hätte Sie für klüger gehalten...“

„Ich bin trostlos...“

„Haben Sie nicht gehört, daß Doña Inez, meine Oberhofmeisterin, die Frechheit hatte, in Schloß Marrac zu übernachten...?“

„Ew. Majestät sandten die Dame selbst nach den Grenzlanden, um die erforderlichen Anstalten zu treffen...“

„Sehr wohl. Aber sie hat im Schloß übernachtet. Begreifen Sie nicht, daß es der Königin geziemte, die neue Residenz einzuweihen? Gab es nicht Landhäuser genug, wo die Oberhofmeisterin unsre Ankunft erwarten konnte? Nein, bester Marschall, Schloß Marrac hat aufgehört, für mich zu existiren. Und nun kein Wort mehr darüber!“

„Und so geschah's! Die zartfühlende Herrscherin konnte es nicht über sich gewinnen, ihrer Hofdame nachzuschlafen. Sie befahl sogar ausdrücklich, den prächtigen Sommerpalast zu vernachlässigen, wie dies einem Bauwerk gezieme, das durch die Taktlosigkeit einer Dienerin degradirt worden sei. Man hat ihre Vorschriften mit trauriger Accurateffe befolgt: Während einer Reihe von Decennien sind selbst die nothwendigsten Reparaturen unterblieben, und als man schließlich den zögernden Versuch

machte, dem fortschreitenden Verfall Einhalt zu thun, da war es zu spät.“

Wir drückten dem Catalonier in sehr unverblühten Wendungen unser Erstaunen aus. „Was wollen Sie?“ sagte der Catalonier, „als Königin hat man das Recht, ein wenig bizarr zu sein. Weit extravaganter, als die Wittve Karl's des Zweiten betrug sich eine spanische Herzogin. Dieselbe war, wenn ich nicht irre, von Geburt eine Castilianerin, — und die Castilianerinnen stehen bekanntlich im Rufe einer besonders krankhaft erregten Eitelkeit. Ihren Namen habe ich leider vergessen. Nennen wir sie Petronella...“

„Viel zu melodisch für ein närrisches Frauenzimmer,“ warf der Franzose ein.

„O, sie war sehr hübsch, die launische Señora,“ versetzte der Catalonier. „Der Name paßt vortreflich. In der ganzen Provinz gab es keine Dame, die es ihr an Liebenswürdigkeit und Grazie zuvorgethan hätte. Die goldne Jugend Madrids lag ihr ohne Ausnahme zu Füßen, — und selbst die Frauen mußten bekennen, daß der Herzog eine beneidenswerthe Wahl getroffen.“

„Ihre Geschichte beginnt im Stil des Cervantes,“ sagte der gallische Jüngling. „Die Heldin ist stets die Erste in der Gallerie zeitgenössischer Schönheiten; ihr Bräutigam oder Gatte wird stets unisono beneidet... Bei uns zu Lande ist man weniger idealistisch. — Doch zur Sache. Ihre Herzogin war also reizend. Lebte sie noch?“

„Ihre Enkel sind ohne Zweifel seit geraumer Zeit im Paradiese,“ entgegnete der Erzähler. „Meine Anekdote spielt im vorigen Jahrhundert, und zwar in den dreißiger Jahren... Ich versichere Sie indeß, unsre Aristokratie hat noch ganz die Mäuren von damals beibehalten: der Vorfall könnte sich noch heute ereignen, wenn wir eine legitime Königin hätten...“

„Ah, ich verstehe...“ „Herzogin Petronella bewohnte zur Sommerszeit einen prächtigen Palast in den Berglanden von Navarra. Seine Ausstattung war pompös. Der üppige Park, der das Schloß von allen Seiten in seine lauschige Umarmung nahm, konnte in dem baumlosen Spanien geradezu für ein Wunder gelten.“

„Eines Tages ward die Herzogin durch den Besuch der Königin überrascht. Ihre Majestät bewunderte die brillante Einrichtung aufs lebhafteste.“

„In der That, Herzogin,“ sagte sie nach einer fast viertelstündigen Wanderung durch die entzückenden Gemächer, „je länger ich diese Herrlichkeiten betrachte, um so mehr fühle ich mich veranlaßt, Sie zu beneiden. Unter sämtlichen Schlössern der Krone gleicht kein einziges diesem zauberischen Landstige. Wie glücklich müssen Sie sein, wie stolz! Noch einmal, ich beneide Sie.“

„Ja, Majestät,“ erwiderte die Herzogin, — „ich bin glücklich. Keiner meiner Wünsche ist unerfüllt geblieben. Die seltensten Kunstschätze, die reichsten Luxusgegenstände vereinigen sich hier zu einem Gesamtbilde, das den kühnsten Träumen meiner Phantasie vollkommen entspricht. Aber was ist die Freude über all diese vergängliche Pracht verglichen mit dem Glück, das Ew. Majestät mir durch Dero gnädigen Besuch verschaffen? Wenn dieser Palast einstürzte, so würde ich morgen nicht mehr daran denken; die Ehre, die mir Ew. Majestät erwiesen haben, wird dagegen bis ans Ende meiner Tage fortleben; ja, die Erinnerung wird der Stolz meiner Nachkommen sein...“

„Eine ächt spanische Schmeichelei!“ unterbrach der Franzose... „Wahrhaftig, man spricht von der Höflichkeit der Pariser... aber die Söhne Pelayo's treiben das savoir vivre doch noch systematischer. Ihre Herzogin muß übrigens eine entseßlich loyale Seele gewesen sein. Wie stimmt diese Demuth mit dem angeborenen Stolze?“

„Die Demuth saß nur auf der Zunge. Im Herzen glaubte sich die schöne Petronella der Königin vollkommen ebenbürtig. Verwechseln Sie nicht die Freigebigkeit im Punkte gewisser Huldigungsformeln mit dem eigentlichen Kern der Gesinnung. Doch hören Sie weiter...“

„Ich bin wirklich gespannt...“

„Die Königin fand also, ganz wie Sie, die Schmeichelei ein wenig superlativisch.“

„Herzogin,“ sagte sie verbindlich, — „Ihre Artigkeit ist über jedes Lob erhaben. Ich danke Ihnen. Gestatten Sie mir indessen zu zweifeln, daß sie den Verlust Ihres Palastes so leicht hin verschmerzen würden.“

„Majestät,“ versetzte die schöne Petronella ein wenig pikirt, — „ich habe die Ehre Ihnen zu wiederholen, daß die Erinnerung an Dero allergnädigsten Besuch in meiner Familie fortleben wird von Geschlecht zu Geschlecht, daß dieser Palast jedoch trotz seiner

Die Nacht.

Bed. von Carl XV., König von Schweden und Norwegen, comp. von Emil Breslaur.

Innig.

Gesang.

1. Mondschein glänzt her - nie - der hold, tropft her - ab wie flüß - sig Gold von den Blü - then - zwi - gen; Klän - ge durch die Lüf - te weh'n,
 2. Sel - ger Frie - den! O, wie schön, sol - chem Ton von Him - melshö'n ah - nungsvoll zu lau - schen! Wohl an ihm mit Seh - suchts - schmerz

Piano.

1. die wie ei - ne Bot - schaft geh'n durch das nächt - ge Schwei - gen, durch das nächt - ge Schwei - gen.
 2. mag das Sturm - be - weg - te Herz nächt - lich sich be - rau - schen, nächt - lich sich be - rau - schen.

Reize und Vorzüge keinen Anspruch auf meine Gefühle hat. Ich betrachte ihn als ein anmuthiges Spielzeug, — als eine Unterhaltung, die ich ohne den geringsten inneren Kampf entbehren könnte...

„Aber sagten Sie nicht vorhin, der Besitz dieses Kleinods mache Sie glücklich...?“

„Glücklich? Habe ich mich dieses Ausdrucks bedient? Nun ja, Ew. Majestät, glücklich im alltäglichen Sinne des Wortes. Sagt man nicht auch: Ich bin glücklich, daß diese furchtbare Hitze nachläßt! — Ich bin glücklich, daß mein Schnupfen vorüber ist!...“

„Ei sich doch“, scherzte die Königin, „Sie möchten mich wohl glauben machen, dieses fürstliche Schloß gelte Ihnen nicht mehr, als das Behagen der Genesung nach einem Herbfkatarrh...“

„Majestät, ich schwöre Ihnen, daß der ärmste Manchianische Bauer pietätvoller an seiner Hütte hängt, als die Herzogin Petronella an ihrem Palaste.“

„Die Königin ließ sich nicht überzeugen. Die Debatte ward lebhafter und erreichte schließlich die Grenze der Möglichkeit. Die Herzogin fühlte sich beleidigt.“

„Ich schweige“, sagte sie, als die Souveränin Abschied nahm. „Es wäre verbrecherisch, wollte ich der Gebieterin gegenüber auf einer unbewiesenen Versicherung beharren, die Höchstdieselbe zu bezweifeln geruht. Darf ich indeß Ew. Majestät um eine Gnade bitten?“

„Neben Sie. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen gefällig zu sein.“

„Wohl an, Majestät, so gönnen Sie mir morgen um dieselbe Zeit noch einmal die Ehre Ihres Besuchs. Ich weiß, mein Ansuchen ist verwegen, aber ich bin sicher, daß Ew. Majestät nachträglich bekennen werden, die Bitte sei aus der lautersten Quelle geflossen.“

„Gut. Also morgen um dieselbe Stunde! Ich bin in der That begierig, was Sie im Schilde führen. Gott sei mit Ihnen.“

„Petronella küßte ihrer Königin ehrfurchtsvoll die Hand, dankte ihr in den leidenschaftlichsten Ausdrücken und verfügte sich dann in ihr Voudoir, wo sie etwa zehn Minuten lang mit dem Hausmeister conferirte.“

„Als der greise Diener die Gebieterin verließ, war er fahl wie die Tünche an der Wand. Seine Kniee wankten. Er weinte.“

„Die Herzogin schrieb einige Zeilen an ihren Gemahl, der in wichtigen Staatsgeschäften zu Madrid weilte. Ein triumphirendes Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie das zierliche Briefchen zusammenfaltete...“

„Des andern Tags um die anberaumte Stunde erschien die Königin zum zweiten Male. Petronella war höflicher, demüthiger, loyaler, denn je zuvor.“

„Welches Glück!“ sagte sie in schwärmerischem Tone. „Darf ich Ew. Majestät ersuchen, mich heute nach jenem kleinen Pavillon zu begleiten, der dort aus dem Buschwerk des Parks hervorragt? Sie hatten die Gnade, die Einrichtung meines Palastes zu bewundern: gönnen Sie nun auch den Baumriesen des Gartens einen huldvollen Blick; loben Sie meine Cascaden, meine Rosenbeete, meine Vorbeerhaine!“

„Gern“, versetzte die Königin.

„Die beiden Frauen wandelten die breiten Marmorstufen hinab. Die Gesellschafterin der Fürstin folgte in ehrerbietiger Entfernung.“

„Ah, welche köstliche Aussicht!“ rief die Königin beim Betreten des prächtigen Parktempels. „Wie entzückend sich die Linien des Gebirgs gegen den blauen Himmel abheben! Und der Palast, wie imposant leuchtet seine reichgegliederte Frontseite im Sonnenlicht! Ich finde gerade die Abendbeleuchtung ausnehmend günstig! Noch eine halbe Stunde, und die ganze Fassade muß in flammendem Purpur schwimmen...“

„Wenn Ew. Majestät so lange verweilen wollten, würde dieser Tag der seligste meines Lebens sein.“

„Ich habe Nichts zu veräumen. Aber was regt sich dort im Schatten der Tagusheden? Haben Sie Ihren Leuten ein Fest gestattet...? Ah, gewiß, ich durchschaue Sie! Es ist auf irgend eine artige Ueberschätzung abgesehen.“

„Meine Dienerschaft hat die Erlaubniß, allabendlich im Freien eine Plauderstunde zu halten. Verzeihen Ew. Majestät, wenn ich unbegreiflicher Weise vergaß, daß ich heute diese Erlaubniß hätte suspendiren sollen...“

„Lassen Sie nur...“

„Uebrigens gehört die Einfriedigung dort drüben nicht eigentlich zum Parke. Belieben Ew. Majestät das goldne Drahtwerk zu bemerken, das uns von der Jenseits scheidet...“

„Wahrhaftig, ein prächtiges Arabeskengeflechte, — so fein, daß es meinen schweifenden Blicken entging;... aber, Santa Virgen de Zaragoza, was seh ich? Herzogin, um aller Heiligen willen, Ihr Schloß brennt!!!“

„Petronella lächelte verächtlich.“

„Ich bin bei meiner Königin“, sagte sie ernst, — jede Silbe schneidend betonend.

„So lassen Sie doch Lärm schlagen, ich beschwöre Sie. O Gott, welch ein Unglück!“

„Majestät“, versetzte die Herzogin, „ich bin glücklich...! Der Palast mag niederbrennen, — ich frage nicht darnach. Demüthig erlaube ich mir, Sie an unser gestriges Zwiegespräch zu erinnern. Sagte ich nicht, der Verlust dieses prunkvollen Schlosses würde mich keine Sekunde aus der Fassung bringen?“

„Wahrlich, ich will mich gern für besiegt geben: aber treiben Sie das Spiel nicht zu weit. Das verzehrende Element greift um sich... Herzogin, Sie machen mich krank...“

„Spiel?“ wiederholte Petronella. „Ich bitte Ew. Majestät eine bessere Meinung von mir zu haben. Wer dürfte es wagen, Angesichts der Königin eine schale Komödie aufzuführen? Nein, es ist keine Farce, sondern Ernst, unwiderrücklicher Ernst. Ich habe selbst den Befehl erteilt, diesen elenden Tand dem Feuer zu übermitteln. Ich will Ihnen beweisen, Majestät, daß eine Spanierin nicht gedankenlos in den Wind redet!“

„Herzogin, welche wahnwitziger Eigensinn...!“

„Tadeln Ew. Majestät den Eifer Ihrer ergebenen Dienerin? Ich bestrebe mich nur, meine gestrigen Versicherungen durch die That zu bekräftigen. Es muß mir wichtig sein, von meiner Königin nicht verkannt zu werden...“

„Zwischen schlug die Woge aus allen Fenstern heraus. Der Brand war so meisterhaft angelegt, daß jeder Versuch, die Wuth der Flammen niederzukämpfen, vergeblich bleiben mußte. Die Luft zitterte unter dem Prasseln des funkenprühenden Gebälks. Dröhnende Donnererschläge verkündeten ab und zu den Einsturz eines Pfostens. Eine gigantische Rauchwolke lagerte sich über den Wipfeln der Parkbäume.“

„Die Königin war sprachlos. Petronella betrachtete das furchtbar prächtige Schauspiel mit einer Miene, die dem römischen Imperator auf dem Thurme keine Unehre gemacht haben würde.“

„Warum legen Ihre Leute nicht Hand an?“ fragte die Souveränin endlich mit bebender Stimme. „Dort drüben stehen sie in dichten Schaaren und gaffen, als handle es sich um die Gaukeleien eines Possenreißers.“

„Ich habe es so befohlen, Ew. Majestät“, erwiderte die Herzogin.

„So werde ich gehn und Ihren Befehl rückgängig machen! Ich kann nicht unthätig zusehn, wenn Ihr exaltirtes Gemüth sich in Thorheiten gefällt.“

„Die Herzogin erblickte.“

„Majestät“, stammelte sie in mühsam unterdrückter Aufregung, „Sie wollten...?“

„Ihre Leute alarmiren, — ja Herzogin...“

„Majestät, bedenken Sie... Ich habe den ausdrücklichen Befehl erteilt...“

„Sie sind ein Kind, liebe Herzogin. Ich, als die Aeltere, darf mir hier schon ein Machtwort erlauben. Verzeihen Sie.“

„Die Königin verließ den Pavillon und winkte ihrer Gesellschafterin, die etwa dreißig Schritte abseits an einem Baum lehnte und von dem entsetzlichen Ereigniß geradezu überwältigt schien. Sie erklärte ihr mit wenigen Worten die Sachlage und trug ihr auf, so rasch als möglich für Hilfe zu sorgen.“

„Während die Gesellschafterin sich anschickte, die Dienerschaft zu haranguiren, eilte die Königin wieder dem Gartentempel zu. Ihre Wangen glühten vor Erregtheit und Eifer. Sie hatte die Absicht, der Herzogin ernstliche Vorwürfe zu machen.“

„...Aber siehe da, Petronella war verschwunden! Auf einem der zierlich ausgelegten Geküschchen lag ein Streifen Papier. Die Königin las:“

„Gern lege ich vor meiner Fürstin das Haupt in den Staub; gern biete ich ihr meinen Mantel zum Teppich, meine Stirne zum Schemel. Daß sie mich jedoch vor meiner Dienerschaft erniedrigt, daß sie meinen Sklaven das Recht gibt, über mich zu lächeln, — das ertrage ich nicht. Möge Gott der Allmächtige Ihre Majestät viele Jahre leben lassen! Möge die heilige Jungfrau von Saragoßa ihr allen Segen verleihen! Dies ist mein Abschiedsgruß, mein Lebewohl! Will Ihre Majestät mir eine letzte Gnade erweisen, so bitte ich sie, für meine Seele eine Messe lesen zu lassen.“

Petronella Herzogin von...“

„Die Königin glaubte in den Boden zu versinken. Sie kannte die stolze Kastilianerin seit einer Stunde zu genau, um am Ernste dieser vernichtenden Worte zu zweifeln. Schier die Würde ihrer erlauchten Stellung vergehend, stürzte sie ins Freie und rief ihrer Dame. Im Nu war jegliche Sorge für den brennenden Prachtpalast in Rauch aufgegangen: sie kannte nur einen Gedanken: die Rettung der Herzogin.“

„Leute“, sagte sie in athemloser Hast zu den rathlos darschauenden Dienern, — „wer sie findet, wer sie mir gesund und wohlbehalten in den Park zurückführt, — gleichviel ob mit ihrer Zustimmung oder mit Gewalt, — den mache ich zum Granden des Reichs, und sei er der geringste Knecht des ganzen Besitzthums! Ich schenke ihm ein Schloß, stolzer, prächtiger, als der lobende Bau dort, — und müßte ich die Arbeiter und Künstler aus halb Europa verschreiben lassen. Auf! Rettet die Herzogin!“

„Die Leute stoben auseinander. Die Kühnsten eilten in den Palast, unbekümmert um das von allen Seiten herabbrechende Gebälk. Die Andern zerstreuten sich im Park und in der nächsten Umgebung.“

„Zwischen wurde es Nacht. Die Gluth des Brandes lockte nach und nach eine beträchtliche Anzahl von Landleuten herbei, die sich eifrig bemühten, das Element zu bewältigen. Allein ihre Mittel waren unzulänglich, die Ausdehnung der Woge eine zu gewaltige. Noch vor Mitternacht war das einst so stolze, prunkvolle Gebäude ein rauchender Schutthaufen.“

„Die Königin hatte in fiebernder Spannung auf Botchaft geharrt. Die Cavaliere, die sich mehrmals bei der Gesellschafterin erkundigten, ob Ihre Majestät nicht die Rückfahrt befehle, wurden abschlägig beschieden. Alle Anspielungen des Hoffräuleins betrefß der Etikette blieben erfolglos. Die Königin schien entschlossen, den Morgen heranzuwachen.“

„Endlich gegen zwei Uhr ließ sie sich bewegen, den Vorstellungen der besorgten Dame nachzugeben. Sie war so erschöpft, daß sie kaum im Stande war, Ihre Carosse zu erreichen. Petronella schien spurlos verschwunden.“

„Acht Tage später fand man die Leiche der Herzogin, gräßlich verbrannt, unter den Trümmern ihres Palastes...“

„Se non è vero, è ben trovato“, sagte der Franzose, als unser Catalonier geendet hatte...“

„Meiner Tren“, versetzte der Erzähler, — „ich war nicht Augenzeuge. Doch sehe ich keinen Grund zur Skepsis ein. Die Geschichte wird uns von einem glaubwürdigen Hof-Chronisten, Miquel de Fuentes, berichtet. Die innere Wahrscheinlichkeit spricht zu Gunsten meines Gewährsmannes. Ob hin und wieder eine dichterische Ausschmückung vorliegt, das ist eine andre Frage.“

Wir bedankten uns und verabredeten mit dem lebenswürdigen Caballero für den Abend ein kleines Bechergelage. Er versprach uns, beim Baldepeñas so viel spanische Historchen zum Besten zu geben, als wir immer verlangen möchten... Mit dieser erfreulichen Aussicht trennten wir uns.

Gefangene Frauen.

Alte Bilder in neuen Rahmen von George Hefekiel.

III.

Die falsche Tarakanow.

Im Jahre 1864 wurde in der kaiserlichen Academie zu Petersburg ein großes Delgemälde aufgestellt, welches in ergeizender Weise die Fürstin Tarakanow darstellte in dem Augenblick, wo sie dem Tod entgegengeht durch den Wasserichwall der Ueberschwemmung von 1777, der durch das Gitterfenster ihres Gefängnisses hereinbricht. Das Bild, dessen Maler Flavizh seitdem verstorben ist, machte ein ganz ungewöhnliches Aufsehen und auf tausend Lippen lag die Frage: wer war die Fürstin Tarakanow? Und die Antwort lautete: Eine Tochter der Kaiserin Elisabeth Petrowna aus geheimer Ehe mit dem Grafen Alexis Rajumowski, welche die Kaiserin Katharina II. in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch den Grafen Orlow, den Sieger von Tichéme, in Livorno an Bord eines russischen Schiffes locken

und nach Petersburg bringen ließ, wo sie in ihrem Gefängniß auf der Peter-Pauls-Festung bei der großen Ueberschwemmung des Jahres 1777 umkam.

Diese Antwort stimmte allerdings mit Nachrichten aus dem vorigen Jahrhundert, nach welchen die Tochter der Kaiserin Elisabeth wirklich durch Orlow an Bord eines russischen Schiffes gebracht und in Petersburg auf diese Weise umgekommen sein sollte. Schon früher waren diese Nachrichten von Castera, Helbig und Anderen mehr geflissentlich zu einer schweren Anklage gegen Katharina II. und Rußland ausgeputzt worden, und es war ein wirklicher Roman entstanden, der trotz des begründeten Widerspruchs, den der bekannte Engländer Brazall schon 1815 erhob, ziemlich allgemein Glauben fand und endlich in einem Aufzuge des Moskauer Mattes: „Der Russische Vöte“ gipfelte. Dieser Auffatz, von M. Longinow, war betitelt: Die Fürstin Tarakanow, und schien die Sache endgiltig erledigt zu haben. Und dennoch verhielt sich die Sache ganz anders, wie aus den amtlichen Actenstücken hervorging, welche im Jahre 1867 veröffentlicht wurden.

Zuerst hat es niemals eine Fürstin des Namens Tarakanow gegeben, auch hat sich niemals eine Person diesen Titel und Namen beigelegt, diejenige aber, der man ihn nach ihrem Tode gab, ist nicht 1777 in der Ueberschwemmung umgekommen, sondern bereits 1775 im December an der Schwindsucht gestorben. Diesen Namen aber der vermeintlichen Tochter der Kaiserin Elisabeth beigezulegen, dazu hat sicherlich der Umstand geführt, daß es wirklich einen Sohn und eine Tochter jener Kaiserin und des Rajumowski gab, welche, nach des letztern Geburtsort Tarakanowka, den Namen Tarakanow erhielten, Beide aber lebten geistlich, die Schwester starb erst in diesem Jahrhundert in einem Kloster zu Mostau.

Kommen wir nun auf die Person, welcher man den Namen fälschlich beigelegt hat, so läßt sich nach den von der russischen Regierung herausgegebenen Actenstücken mit Gewißheit Folgendes sagen.

Die Abenteurerin war eine Deutsche von Geburt; nach ihrer Angabe 1752 geboren, nach der Meinung der Zeitgenossen aber etliche Jahre älter; ungewiß bleibt, ob sie die Tochter eines Prager Gastwirths oder eines Nürnberger Bäckers war. Die Papiere, welche man bei ihr fand, gehen nicht über das Jahr 1772 zurück. Nach diesen Papieren hatte sie schon die Namen Mademoiselle Frank, Schöll und Tremouille geführt, bevor sie sich in London für eine orientalische Prinzessin Aly Emetée ausgab. Nicht unwahrscheinlich waren Berlin und Gent die früheren Schauplätze ihrer Schwindelereien.

Nach dem Urtheile Aller, die sie gesehen, wir nennen nur den Grafen Orlow von Tschesme und den Feldmarschall Fürsten A. M. Gallitzin, war ihr Vorgesetzter sehr einnehmend, obwohl sie auf einem Auge etwas schielte; sie war lebhaften Geistes, nicht ohne Bildung, sprach deutsch und französisch, auch etwas englisch und italienisch.

Nach London kam sie mit einem bankerotten Kaufmann Namens Bantoers aus Gent; er nannte sich Baron Embs, ganz so, wie sie sich Aly Emetée Prinzessin von Woldomir in Cirkassien nannte. Im Frühling 1772 ging das Paar mit einem Baron Schend nach Paris. Sie lebten hier mit großem Aufwande und kamen mit vielen Personen in Verbindung, von denen wir folgende nennen: Poncet, ein reicher Kaufmann, Herr von Marine, ein alter Wüstling, Mackay, ein Glücksritter, Graf Rochefort-Balcourt, Hofmarschall des Grafen von Limburg-Styrum und endlich Graf Dginski, Hetman von Littauen, Einer der polnischen Herren, welche nach der Theilung Polens von 1772 am französischen Hofe für die Wiederherstellung der Republik in ihren alten Grenzen zu wirken suchten.

Gerade diese letzte vornehme Bekanntschaft ist wahrscheinlich das Verberben der Abenteurerin geworden, nicht, daß Dginski sie später bewogen hätte, sich für die Tochter der Kaiserin Elisabeth auszugeben, seine zahlreichen, lebenswürdigen Biletts scheinen vielmehr zu beweisen, daß er an ihre Fabel und ihren fabelhaften reichen Dheim in Persien glaubte, aber sie lernte durch ihn die polnischen Verhältnisse zuerst etwas kennen und machte durch ihn wohl allerlei polnische Bekanntschaften.

Die Prinzessin gerieth in dessen, da ihr Dheim in Persien so bössartig war, ihr kein Geld zu schicken, in Schulden und große Noth; Mackay und Poncet wurden ihre Gläubiger, Dginski gab kein Geld, sondern nur das Patent eines Hauptmanns bei den litthauischen Truppen, was für den Baron Embs benötigt wurde. Endlich im April 1773 flüchtete die Gesellschaft, d. h. die Prinzessin von Woldomir, Bantoers oder Baron Embs, Baron Schend und Herr von Marine nach Frankfurt, wo Graf Rochefort-Balcourt sie erwartete. Dieser Herr war in die Prinzessin verliebt und glaubte an ihren ungeheuren Reichthum, er wollte sie heirathen. Kaum aber war die Gesellschaft in Frankfurt angekommen, so erschienen auch Poncet und Mackay, und sie hatten ihre Maßregeln so gut genommen, daß Bantoers sofort in Schuldarrest gebracht wurde, Marine sich aber von gleichem Schicksal bedroht sah, und der Gastwirth warf die Prinzessin ohne viele Umstände aus dem Hause.

Es ist merkwürdig, daß die Prinzessin sich damals an die russischen Gesandten in Wien und Berlin wendete und verlangte, daß sie ihr Genugthuung von der Reichsstadt Frankfurt verschaffen sollten. Man fand unter ihren Papieren wenigstens die Brouillons dieser Briefe. Wie kam sie dazu? Aber es bedurfte der diplomatischen Vermittelung nicht, der Helfer und Retter war schon da, das war der Fürst, bei welchem Graf Rochefort Hofmarschall war, der Fürst, der nun als Hauptopfer in diesem wirren Intriguenpiel auftritt.

Ferdinand Philipp Graf zu Limburg in Styrum und Mitbesitzer der Grafschaft Oberstein, geboren 1731, war ein angenehmer Herr im Umgang, phantastisch, oberflächlich gebildet, charakterlos und nur in einem Dinge fest, in Eifer für die katholische Kirche. Als Nachkomme der Schaumburger, von Mutterseite her, glaubte er sich zum Herzogthum Holstein erbberichtig, nannte sich in seinen Titeln „Erbe zu Holstein“ und bediente sich wahrcheinlich nur deshalb des Fürstentitels, wenn auch vielfach behauptet wird, daß er den Fürstentitel angenommen, weil ihn der König von Frankreich in einem Privat Schreiben „mon Prince“ angeredet habe. Er stand in keinem besonderen Ansehen, seine Vermögensumstände waren nicht glänzend, und er hatte sich bei vielen Höfen Feindschaften gemacht durch Quäntulireien aller Art, die er durch gedruckte Streifschriften durchzusetzen gedachte. Bis in unsere Zeit hinein, ja bis heute haben sich seine geheimen, oder doch halbgeheimen Ordensstiftungen erhalten, von denen man noch immer nicht recht weiß, ob er sie von Anfang an im Dienst einer politisch-clericalen Partei gestiftet, oder ob sich eine solche Partei erst später derselben bemächtigte zu ihrem Dienst; jeden-

falls wurden dieselben von ihm selbst schon zu Geldspeculationen benutzt und dazu dienen sie zweifellos auch noch heute. Der Fürst von Limburg stiftete nämlich 1768 und 1770 die Orden der Vier Kaiser von Limburg, oder den Orden des alten Adels, und in Verbindung damit den Verdienstorden S. Philipp's zum Löwen von Limburg. Statuten und Diplome dieser Orden fanden sich unter den Papieren unserer Abenteurerin, in ihrer Correspondenz auch Stellen, welche darauf hinweisen, daß sie Handel damit trieb. Bei dem berühmten Proceß über den Ordenshandel in Paris 1858 kam es nun zu Tage, daß l'ordre de mérite du Lion de Holstein-Limbourg und les ordres réunis d'ancienne noblesse et des quatre Empereurs noch immer bestehen, nämlich — verkauft werden. Ja, in einem Orden, der neben diesen genannt wird, glauben wir unsere Abenteurerin auch selbst als Ordensstifterin zu erkennen, er heißt: la croix de l'ordre asiatique, fondée par la sultane Alina — wir halten diese Sultana Alina für eine Person mit unserer Aly Emettée. Noch im Jahre 1867 melbeten zwei belgische Blätter, Précurseur und Indépendance, daß sich Herr von Kerthove, ein bekannter Clericaler, einen chevalier de l'ordre chapitral d'ancienne noblesse des quatre Empereurs nenne, eines Ordens, der in die Nacht der Zeiten hinaufgehe und dessen Statuten 1838 in Antwerpen bei de Cort gedruckt seien. Uebrigens sind dieselben auch in von Biedenfeld's Werk über die Ritterorden mitgetheilt, was freilich das Vorhandensein geheimer Statuten, auf welche mehrfach hingewiesen wird, nicht ausschließt.

Hofmarschall Graf Rochefort hat nun seinen Fürsten um ein Miß für die persische Prinzessin, bis deren Gelber aus Persien eingegangen, wobei er demselben mittheilte, daß dieselbe seine Braut sei. Der Fürst ließ sich die Dame vorstellen und — war ganz bezaubert von ihr.

Die Liebeshörigkeit der Dame muß doch eine ganz außerordentliche gewesen sein, denn Philipp Ferdinand war durchaus kein Gimpel, er hatte vielmehr Weltbildung und Kenntniß genug, um sich nicht leicht täuschen zu lassen; überdem ist es gewiß, daß er durch seinen Frankfurter Banquier Allenz gewarnt war, und dennoch war er in wenigen Tagen vollständig umgarnet. Wir wollen dabei ununtersucht lassen, was dazu die Liebeshörigkeit der Dame, und was die Geldgier des verschuldeten Herrn gethan, denn man unterließ nicht, ihn immer wieder auf die unermeßlichen Reichthümer in Persien aufmerksam zu machen. Der Fürst nahm Geld auf, um die Frankfurter Schulden der Dame zu bezahlen, er ließ durch Herrn Dubourg, seinen politischen Agenten in Paris, den Verfolger Poncet beruhigen, er fand Mackay durch Verleihung seines Ordens ab. Bantovers aber, der un bequem hätte werden können, blieb im Gefängniß; Baron Schend wurde limburgischer Agent in Frankfurt, Herr von Marine Intendant des Hofstaats der Prinzessin, die im Juni 1773 den Fürsten in seine „Staaten“ begleitete, wo sie die Ankunft der persischen Reichthümer abwarteten wollte.

Auf dem Schlosse Neues in Franken gestaltete sich nun bei prunkvollen Festen zwischen dem Fürsten und der Prinzessin ein Verhältnis, in Folge dessen zunächst der Bräutigam derselben, der Hofmarschall Graf Rochefort, verhaftet und monatelang als Staatsgefangener gehalten wurde. Die Prinzessin nannte sich jetzt Eleonora, machte die Honneurs des Hofes und gewann den als Gast anwesenden Trierischen Konferenzminister Baron von Hornstein ganz für sich, indem sie sich großmüthig erbot, die andere Hälfte der Grafschaft Oberstein für den Fürsten zu kaufen, der nur eine Hälfte besaß. Das wäre ein gutes Geschäft für den Kurfürsten von Trier und auch für seinen Minister gewesen, freilich für die Prinzessin und ihren Anhang das Beste, denn sie gedachte die ganze Grafschaft Oberstein von dem Fürsten für sich zu erlangen. Die Kaufgelder sollten aus den wirklich fabelhaften persischen Schätzen der Prinzessin bezahlt werden, so sagte sie; in Wirklichkeit aber wollte man sie aus dem Erlös der lothringischen Lehen des Fürsten selbst bezahlen, über deren Verkauf an die Krone Frankreich Dubourg in Paris verhandelte; Marine wurde nach Paris geschickt, um den Abschluß zu beschleunigen. Es scheint, daß dem Baron Schend, nicht aber der Prinzessin, die Erfindung dieses Gaunerstücks zukommt; man kann aber in dieser ganzen Geschichte niemals genau sagen, wo bei der Prinzessin die Betrügerin aufhört und wo die Betrogene anfängt, wo sie die Letztere ist und wo sie nur als mehr oder minder selbst getäushtes Werkzeug ihres Anhangs handelt oder handeln muß.

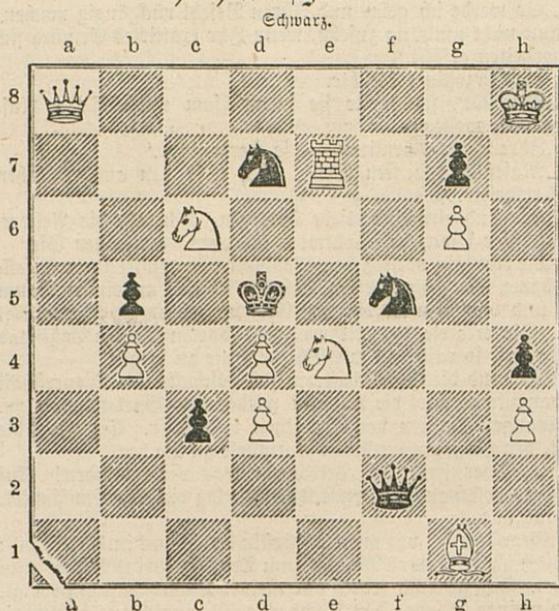
Nun kam es darauf an, den Fürsten zu einer Heirath mit ihr zu bewegen. Zu diesem Zweck hatte ihr der Vormund in Persien plötzlich geschrieben, sie solle sofort zu ihm zurückkehren und sich dort vermählen; das meldete sie dem Fürsten unter Aeußerungen des tiefsten Schmerzes, erklärte aber, sie müsse abreisen, aus Persien indessen wolle sie Geld senden, um Styrum schuldenfrei zu machen und ihrem fürsüchtigen Freunde die Grafschaft Oberstein zu sichern. Philipp Ferdinand ging in die Falle, er bot ihr seine Hand an, als sie aber doch auf ihrer Abreise beharrte, wollte er seiner Grafschaft zu Gunsten eines jüngeren Bruders entlassen und sie nach Persien begleiten. Nun trat Minister von Hornstein wieder als Rathgeber auf, er rieth dem Fürsten nicht von der Heirath ab, verlangte aber den Uebertritt zur katholischen Kirche, und einen Nachweis über die Herkunft der Dame, theilte ihm auch einige schlimme über sie umlaufende Gerüchte mit. Kaum erfuhr das die Prinzessin, so schrieb der persische Vormund wieder, sie könne in Europa bleiben und den Fürsten heirathen, auch werde er ihr sofort ihre Schätze senden. Mit Rücksicht auf die nahe Ankunft der Schätze scheint nun Hornstein der Heirath wieder günstiger gestimmt, doch bestand er auf dem Nachweis der Herkunft und der Annahme des katholischen Bekenntnisses.

Nun schrieb sie unter dem 7. August 1773 an ihren Freund Hornstein, sie sei „Dame von Now“ unter russischer Souveränität, einzige Erbin des Hauses Woldomir. Von 1745 bis 1769 seien ihre Besitzungen sequestriert gewesen, jetzt aber wieder frei, sie könne dieselben jeden Tag in Besitz nehmen. Ihr Vater sei 1749 gestorben und sie, damals vier Jahr alt, sei zu einem Oheim nach Persien gebracht worden, von wo sie erst vor fünf Jahren nach Europa gekommen. Von nun an schreibt der Fürst an sie: à Son Altesse Sérénissime Madame la Princesse Elisabeth de Woldomir. Hornstein hatte also ihren Wunsch erfüllt, dem Fürsten das Alles mitzutheilen. Aus dieser Zeit ist aber auch ein Billet von ihr an den Grafen Oginski vorhanden, dem sie das Project einer Lotterie mittheilt, um die Pariser Banquiers dafür zu interessieren und eine Denkschrift über Polen für das Versailles Cabinet. Gewiß ein Beweis, daß andere Personen hinter ihr standen. Oginski's Antwort ist ziemlich kühl, obwohl die Prinzessin ihm geschrieben, daß ihr Herz immer bei ihm sei.

Die Lotterie wies er ganz zurück, die Denkschrift hatte er, ohne Erfolg, eingegeben. Trotzdem machte sie durch diese Correspondenz den armen Fürsten auf Oginski eifersüchtig und plagte ihn auch ihrerseits durch verstellte Eifersucht.

(Schluß folgt.)

Schach-Aufgabe. Nr. VI.



Auflösung des Rebus Seite 344.

„Café chantant“.

Auflösung des Räthfels Seite 344.

„Casuar“.

Correspondenz.

Gr. Carla v. S. Wir haben wiederholt bemerkt, daß es ein sicheres unschädliches Mittel zur Vertilgung der Sommerprossen leider nicht gibt.
 S. B. Professor Dr. med. A. Lucae, Berlin, Victoriastraße 9 d.
 M. G. in P. Der Kork ist die dicke, leichte und schwammige Rinde der im südlichen Europa wachsenden Korkelche. Größere schon verwendete Korkprossen werden dadurch nutzbar gemacht, daß man aus ihnen kleine Tropfen schneidet. Korktabak wird in neuester Zeit vielfach zu dem sogenannten Kamputikon, einem Stoff zur Bekleidung von Fußböden u. verarbeiteter. Dieser Stoff besteht aus Guttapercha, Kautschuk, Seife und Korkabfällen, die innig miteinander gemischt und starkem Druck unterworfen werden.
 Fr. Maj. v. N. Zur Vereitung des Cold-cream schmilzt man 1 Theil weißes Wachs, 1 Theil Walrath und 16 Theile süßes Mandelöl zusammen, gießt nach und nach unter beständigem Umrühren 12 Theile Rosenwasser hinzu und rührt bis zum Erstarrten. In dem Rosenwasser kann man vorher eine Pfefferkörbe voll Borax auflösen, wodurch der Cream schaumiger wird.
 A. de St. Das Haarfärbemittel Krindrom färbt durch genügende Verdünnung mit destillirtem Wasser die Haare auch hellbraun. Sie beziehen das Mittel von E. Karig, Berlin, Hansvogelplatz 9.
 C. M. z. in B. Gegen das Abfärben des fraglichen Stoffes läßt sich nichts machen; lassen Sie denselben von einem tüchtigen Färber in derselben Nuance echt auffärben.
 Helene M. in W. Die unter dem Namen Hair restorer gegenwärtig verkauften Haarfärbemittel sind unserer Erfahrung gemäß sämmtlich schlecht, wir warnen Sie daher vor dem Weitergebrauch des Mittels. Ein ganz unschädliches, freilich nur unecht hellbraun färbendes wohlfeiles Mittel ist humusäures Ammoniak. Sie können sich dasselbe bereiten, indem Sie Talkpulver mit verdünntem Salznitrat übergießen, einige Zeit lang stehen lassen und dann die braune Flüssigkeit abgießen.
 Eine langjährige Abonnentin in Oesterreich. Fleißzeichnungen und Schrift schickt man dadurch vor dem Beweisen, daß man sie mit Collobion überzieht, dem 2 Procent Stearin zugelegt sind. Man legt die Zeichnung u. auf eine Glasplatte oder ein Brett und übergießt sie mit dem Collobion gerade so, wie der Photograph seine Platten übergießt. Nach 10 bis 20 Minuten ist die Zeichnung trocken und völlig weiß, hat einen matten Glanz und ist so gut conservirt, daß man dieselbe mit Wasser abwischen kann, ohne sie zu beschädigen.
 Abonnentin in Böhmen. Das eingiechende Schminkepulver erwies sich unschädlich, d. h. frei von Weizenpräparaten.
 Gisela. Ueber das Anareiren auf Holz, die Vereitung eines dazu verwendeten Lackes s. finden Sie Ausführliches auf Seite 20 des Bazar, Jahrg. 1872. — Es ist durchaus rathsam, daß Sie die Kopfhaut von einem Arzt untersuchen lassen, damit er die Ursache der Haarkrankheit ermittele.
 Fr. D. P. Wenden Sie sich an das gymnastisch-orthopädische Institut des Geh. Sanitätsrath Dr. S. W. Behrend, Berlin, Victoriastraße 29 b.
 A. K. in P. Bestreichen Sie die gerötheten, irpöde-brüchigen Stellen mit einer Salbe aus 1 Theil Carbohsäure und 50 Theilen Zinksalbe (in der Apotheke zu bereiten). Hilft dieses Mittel nicht, dann consultiren Sie einen Arzt.
 Abonnentin in Nördlingen. Der vom Regen beschädigte Sammet wird auf der Rückseite schwach angefeuchtet und diese Seite dann über ein heißes Eisen gezogen, wodurch sich der Sammet wieder aufrichtet.
 S. N. in Bromberg. Die Glacehandschuhe drückt man in eine Tasse, begießt sie mit Benzol, läßt sie einige Zeit darin, drückt sie aus und reißt sie mit reiner Waite auf weißem Filzpapier trocken. In die freie Luft ausgehängt, verlieren sie bald den Geruch des Benzins.
 Fr. Prof. G. v. B. Das Haar pflegt auch ohne Anwendung von Medicamenten, wenn es nach solchen Krankheiten dünner geworden, mit der Wiederkehr der Gesundheit wieder zu wachsen. Wie können Sie nur glauben, daß ein „renommirter Arzt“ Ihnen ein schädliche Bestandtheile enthaltendes Mittel verschreiben werde! Die Pomade ist laut Recept sehr unschädlich.
 A. v. K. Wie oft müssen wir wiederholen, daß es keine Universalmittel gibt! Der Haarausfall der sechs jungen blonden Schwesterninnen kann sehr verschiedenen Ursachen entspringen und vielleicht durch eben so viele Mittel gehoben werden — vielleicht auch nicht. Anklärung darüber kann nur eine ärztliche Untersuchung der Kopfhaut geben. Wahrscheinlich wird der Haarausfall ein vorübergehender sein, wenn nicht eine Behandlung der Haare mit Geheimmitteln das Uebel verstärkt. Der Esprit des cheveux von Putter und Co. (eine Art verdünnter mixtura oleoso-balsamica der Apotheker) besitzt ebenjowenig Haarerzeugungskraft wie irgend ein anderes schon benanntes Mittel.
 Uno française. Das Krindrom erhalten Sie bei E. Karig, Berlin, Hansvogelplatz 9. Die Gebrauchsanweisung beantwortet ausführlich Ihre Fragen. — Ihre Frage, ob die Oliven-Harz-Pomade von Kunath u. Klopisch in Leipzig haltbar ist, vermögen wir nicht zu beantworten, wir kennen dieses Kosmetikum nicht.
 S. S. in C. Wir kennen Dr. Lebert's American vegetable Hair Restorative nicht, sind aber erbötig, dasselbe untersuchen zu lassen, wenn es uns von Ihnen eingeschickt wird. Prof. Gandler fand unter 16 amerikanischen Haarfärbemitteln 15 bleibhaftig, wahrscheinlich wird auch Lebert's Mittel dieses Gift enthalten.
 A. L. v. C. in Schweden, C. L. in N. Das feste Mittel, einer durch

Frost gerötheten Nase wieder zu dem alten Ansehen zu verhelfen, sind recht warme Umschläge einer Auflösung von 1 Theil Mann in 20 Theilen Essig. Man macht dieselben derartig, daß man Brodkrume mit der heißen Lösung zusammenmetet und vor dem Schlafengehen mit dem Teige die Nase verbindet.

A. W. bei Kafel. Um frische Blumen und Blätter so zu trocknen, daß sie Form und Farbe behalten, verfährt man wie folgt: Von einer Kiste mit Schiebedeckel entfernt man den Boden und bringt innerhalb der Kiste, unmittelbar unter dem Schiebedeckel, ein mittelgroßes Drahtsieb an. Alsdann wird feiner, gewaschener, staubfreier, trockener Sand in einem Kupferkessel erwärmt, nachdem vorher noch auf 100 Th. Sand 1/2 Theil feingehabtes Stearin unter denselben gemengt worden, so daß beim Schmelzen des Stearins jedes Sandkorn sich mit Stearin überzogen. Man schneidet hierauf möglichst gut ausgebildete Blumen oder Pflanzengrün ab, stellt die Kiste mit dem Schiebedeckel und Sieb nach unten auf, bringt eine etwa 2 Zoll hohe Sandschicht hinein, stellt in dieselbe die Blumen und bedeckt letztere allmählich mit dem stearinirten Sande, so daß Stengel und Blätter die natürliche Lage behalten. Man fährt auf diese Weise mit abwechselnden Schichten fort, bis die Kiste gefüllt ist, legt dann den Boden vorsichtig auf und bringt die Kiste an einen warmen, doch nicht zu heißen Ort. Nach 48 Stunden sind die Pflanzen getrocknet; man zieht vorsichtig den Schiebedeckel auf. Der Sand fällt durch das Sieb, und Blumen und Gräser bleiben getrocknet in ihren natürlichen Formen und Farben zurück.

P. B. in Brünn, Marie A. in Cr. Man färbt mit Anilinfarben Wollenzüge, indem man die concentrirte Lösung derselben in kleinen Mengen zu dem heißen und etwas sauer gemachten Wasser setzt, in welches die — vorher gut gereinigten — Züge dann auf und nieder getaucht und geschwenkt werden. Von Zeit zu Zeit nimmt man den Stoff heraus, setzt jedesmal wieder etwas Farblösung unter Umrühren hinzu und fährt in dieser Weise fort, bis der gewünschte Farbton erreicht ist. — Die Badzusammensetzung von Waerle und Co. enthält im Wesentlichen Oxidessig, Wasser und Glycerin. Sie hat bis jetzt eine ganz günstige Beurtheilung erfahren.
 Gusef vom Hohenstein. Eau d'Atirona, angeblich ein Vertilgungsmittel für Sommerprossen, Leberlede u. kann seiner Zusammensetzung nach mit sehr unschuldigen und unwirksamen Basen diesen Kampf mit den Feinden der Haut aufnehmen, da nichts weiter darin enthalten, als etwas Seife, ein spirituöses Auszug von Gewürznelken und Zimmt und einige Tropfen Pfefferminzöl.

Martha — Insel Nügen. — Vergiftmeinnicht in Lbb. Wir bedauern, Ihnen die gewünschten Buchstaben nicht bringen zu können. Wenn wir alle dieserhalb an uns ergehenden Wünsche berücksichtigen sollten, so müßten wir jede Arbeitsnummer des Bazar ausschließlich mit Namenschriften füllen. Wir bringen jedoch, um allen Anforderungen gerecht zu werden, von Zeit zu Zeit ein Alphabet einzelner oder auch verschlungener Buchstaben, aus welchen jede beliebige Chiffre zusammengestellt werden kann. Auch in einer der nächsten Nummern wird ein solches Alphabet erscheinen.

M. in S. Schwarzeidene Schärpenbänder mit bunter Stickerei werden immer noch getragen.
 J. A. in P. Wenn Sie das betreffende Ueberkleid am Außenrande in Bogen oder Zaden ausschneiden wollen, so müssen letztere mit gleichfarbigem Seidenstoff eingefastet oder mit feiner Seidenknur umrandet werden. Sie können einen Hut von Sammet und Seidenreps entweder in derselben Farbe wie das erwähnte Costüm, oder, falls Sie ihn zu verschleidenen Anzügen tragen wollen, in einer neutralen Farbe, wie Grau oder Braun, oder endlich auch in Schwarz wählen.

Brünnete Frau in G. Sie können zu einem Ueberkleide aus dem in Probe eingekanteten Stoff sehr gut ein Unterkleid aus weichem Moire wählen. Wollen Sie denselben färben lassen, so ist sowohl Gelb als Rosa geeignet; wenn Sie ersteres vorziehen, würden wir Ihnen als Coiffüre gelbe Rosen mit braunem Laub empfehlen. Hinsichtlich des Arrangements der Kleider wollen Sie die Modenbilder des Bazar zu Rathe ziehen.

P. N. in Oesterreich. Lange, sackförmige Mäntelchen mit Pelzine oder Falotus dürften jedenfalls zweckentsprechend sein.
 Fräulein. 25 Jahr alt. Obgleich die Mode in unserer Zeit tolerant genug ist, um auch ein Kleid ohne Tunita zu gestatten — man fertigt zum Beispiel häufig Gesellschaftskleider von gebiegem Stoff mit reicher Garnitur ohne solche — so werden deshalb doch Tunitas und Ueberkleider noch recht lange en vogue sein.

C. v. C. in Ungarn. Federn sind immer noch eine beliebte Garnitur für Kleider, Falotus und dergl. Man arrangirt sie in der Weise wie an dem Dolman, Abbildung Nr. 20 und 21 auf Seite 300 des Bazar d. J.

H. B. W. in W. Ein hohes weißes Muffel ist für den erwähnten Zweck durchaus angemessen; es könnte vorn herzförmig oder eckig ausgeschnitten und durch ein Chemise aus Mussolinestüll vervollständigt sein. Als Umhang wählen Sie ein kurzes Mantelet von weißer Casimine oder weißem Kaadmirt.

Eine vielehrjährige Abonnentin in A. Wenn Sie die schwarze Guitüre durch eine Tunita von gleichem Stoff vervollständigen, so dürfte Nichts dagegen einzumenden sein.

W. M. in B. — Eine Frage aus Westphalen. Die bezeichneten Kleider können sehr gut auch ganz ohne Garnitur getragen werden, allerdings wäre für das dunkelgrüne Tuchkleid gleichfarbiges Sammet, für das weiß-schottische Stoff schwarzem Sammet oder Seidenreps oder auch schwarze, wollene, sogenannte Hertulesborte als Besatz zu verwenden; letztere erhalten Sie in der Posamentierwaaren-Handlung von B. Schüller, Berlin, Leipzigerstr. Nr. 6.

Drei Vackfische aus Glas. Es gibt neuerdings sehr verschiedene hübsche Stoffe für Herbst- und Winterkleider. Lassen Sie sich von S. Gerson in Berlin Proben mit Notizung des Preises einliefern. In Bezug auf Schnitt und Arrangement der Kleider müssen wir Sie auf die besten der Abbildungen und Schnittmuster des Bazar verweisen.

Eifrige Abonnentinnen aus Süddeutschland. Ihre Wünsche betreffs der Ballotetten werden uns beste erfüllt werden. Hinsichtlich des erwähnten Muffers wollen Sie sich an einen Dessinateur in der Ihnen nächstbefindlichen Residenz oder auch an die Tapissier-Manufactur in Berlin von C. A. König, Jägerstraße 23, oder D. Krappe, Leipzigerstraße 129, wenden.

Hübsche und langjährige Abonnentin in N. Welche Farbe Sie zu den betreffenden Garderobe-Gegenständen wählen sollen, können wir in der That nicht bestimmen. Einer „hübschen“ Dame stehen alle Farben gut. Verschiedene Façons zu Wintermänteln hat der Bazar auf Seite 300 und 301 d. J. gebracht.

Eine Verehrerin des Bazar. An Regenmänteln ist die Burnusform vorherrschend; man trägt sie sowohl von schwarzem, als von dunkelgrünem oder dunkelblauem Stoff. Als Besatz zu der Taille aus roja Alpaca würden wir Ihnen gleichfarbiges Seidenstoff rathen.

Ein Vergiftmeinnicht im Salzburgerland kann immerhin eine Schärpe von dem erwähnten Reppbande tragen, dazu irgend eine weiße Blume mit grünem Laub im Haar, etwa Maasliebchen, Mai- oder Schneeglöckchen oder dergl.

Dankbare Abonnentin A. C. Ein Ueberkleid von weißem Mull oder Tarlatan.

T. M. in W. Bördüren zur Verzierung von Portieren hat der Bazar mit Abbildung Nr. 50 auf Seite 191 und mit Nr. 5 auf dem zu Seite 233 bis 240 d. J. gehörigen Supplement gebracht; Sie können dieselben sowohl in mehreren Nuancen Braun, als auch in den angegebenen Farben ausführen.

M. A. N. Schön. Sie fragen: was für Toilette man zum thé dansant trägt? Gesellschafts- oder Ballotette. Welcher Art dieselbe sein soll, richtet sich nach dem „wo“ und „wie“ der Gesellschaft, sowie danach: wer und wie „man“ ist.

Verehrerin des Bazar in A. Neue Façons zu Schleieren wird der Bazar in nächster Zeit bringen. Winterhüte werden sowohl schwarz als auch farbig getragen.

A. C. in N. Schenken Sie dem Herrn, „der schon mit allem Gewöhnlichen versehen ist“, eine hübsch gefärbte Tasse zu Westpapieren und darin — eine Bazar-Actie.

Langjährige Abonnentin. Strid- und Häkelmuster bringt der Bazar so oft es thunlich ist. In den Striderei-Beschreibungen bedeutet: 1 Maiche geschärft abstriden (soviel wie: die Masche drehen; dies geschieht, indem man die Nadel von hinten nach vorn in die betreffende Masche stecht und letztere so abstridt).

Notiz.

Von vielen Abonnentinnen, welche den Bazar, sobald ein Jahrgang complet erdienen, binden lassen, sind wir wiederholt aufgefordert worden, passende Einband-Decken herzustellen zu lassen. Wir sind diesen Wünschen nachgegeben, und hat auf unsere Veranlassung Herr Franz Wagner in Leipzig sehr elegante Decken in Goldprägung für die Jahrgänge 1867—1872 mit reicher Vergoldung à 20 Tgr. anfertigen lassen.

Die Decken für 1873 möchten sich schon jetzt als passender Aufbewahrungsort für die nach und nach erscheinenden Nummern empfehlen. Bestellungen auf diese Decken übernimmt jede Buchhandlung, nur wolle man nicht veräumen, den Namen des Verlegers, Franz Wagner, beizufügen.

Die Bazar-Actien-Gesellschaft.